



Hallo liebe Leser,

nach einer längeren Pause, für die ich mich erneut entschuldigen muss, ist es endlich soweit: Ein neues Kapitel geht online.

Solltet Ihr das Doppel-Kapitel gelesen haben und Kati die Einzel-Kapitel online gestellt haben, dann lest bitte noch mal den Anfang von Kapitel 67, denn der teil bis zu den ersten *** fehlt in dem Doppel-Kapitel, deswegen kam das ganze Cha erst zustande.

Die Durststrecke für neue Kapitel dauert noch bis in den Oktober, der ja zum Glück bald kommt, denn dann ist Kahmini mit ihren Hausarbeiten fertig, bzw. bi dahin muss sie fertig sein, und dann hat sie wieder Zeit Korrektur zu lesen.

Vielleicht schaffe ich es ja bis dahin die vielen roten Stellen im nächsten Kapitel überarbeiten *seufz* Ich weiß, dass sie mit den Anmerkungen recht hat und oft bringt sie den Schwung in das Kapitel, den mir meine Muse verwehrt hat, aber ic mag es nicht sonderlich in bereits geschriebenen Kapitel rumzupfuschen.

Dummerweise kommt immer was dazwischen, wenn ich mir ernsthaft vornehme an Atlantis zu arbeiten, meist die Arbeit, aber ich bemühe mich, mein Bestes zu geben, damit Ihr bald mal wieder einen anständigen Rhythmus in den Kapiteln habt.

Aber eine gute Nachricht gibt es auch. Als Kahmini bei mir zu Besuch war, habe wir den Verlauf von Atlantis bis zum Ende durchgeplant und aufgeschrieben. Da waren ein paar sehr emotionale Stunden, Ihr dürft gespannt sein. Und wenn Ihr e noch ein Weilchen mit uns Autoren aushaltet, dann könnt Ihr noch eine Weile lesen.

Bleibt zum Schluss nur noch ein Hinweis auf das aktuelle Cover, das von unsere lieben Freudin Ebru gestaltet wurde. Was Raben und Tauben mit dem Kapitel zu tun haben?

Nun, lest selbst!

Viel Spaß wünschen

Kahmini & anij

Auf dunklen Schwingen

Enedala stand auf einem weiten Feld. Schnee fiel in kleinen, harten Flocken vom Himmel und brannte auf ihrer Haut. Sie wollte ihren Umhang enger um die Schultern ziehen, doch sie trug keinen Umhang. Vor Kälte zitternd sah sie sich um. Auf den ersten Blick schien sie auf dem Schlachtfeld zu stehen, doch auf den zweiten wirkte alles fremd und unheimlich. Bedrohlich wirkende Schatten schienen knapp außerhalb ihrer Wahrnehmung in der grauen Dämmerung zu lauern. Sie wollte sich ihrer Angst stellen und auf die Schatten zugehen, doch sie vermochte sich nicht von der Stelle zu bewegen. Erst jetzt bemerkte sie die Kälte, die von unten her durch ihre Füße und Beine kroch und sie zu starrem Eis gefroren hatten. Sie beschwor ihre Magie herauf, wollte der Kälte mit Wärme entgegentreten. Doch schon der kleinste Funke Magie erschöpfte sie beinahe bis zur Bewusstlosigkeit. Keuchend stützte sie sich auf den Oberschenkeln ab, die hart und kalt unter ihren Händen lagen. Sie richtete sich ruckartig wieder auf, als sie bemerkte, wie die unheimliche Kälte sich auch ihrer Hände bemächtigen wollte. Das durfte nicht passieren, denn ihre Hände waren die einzige Waffe, die sie noch hatte. Aber wie lange noch? Denn die Kälte kroch weiter ihren Körper hinauf, lähmte jetzt auch ihre Hüften.

Ein Schatten löste sich aus dem Dunkel am Rand der Dämmerung und kam langsam auf sie zu. Er schien es nicht eilig zu haben und zu genießen, dass sie nicht wusste, was als nächstes mit ihr geschehen würde. Dabei blieb der Schatten seltsam unförmig, schien ständig in Bewegung zu sein. Erst als er sie beinahe erreicht hatte, erkannte sie, dass es sich um einen großen Raben handelte. Grausame Erkenntnis schoss ihr eiskalt den Rücken hinab. Selbst wenn sie gewollt hätte, sie wäre nicht in der Lage gewesen auch nur den kleinen Finger zu bewegen. Nach der Kälte lähmte sie nun die Angst.

Der Rabe war ungewöhnlich groß und landete nur wenige Meter vor ihr auf dem Boden. Majestätisch breitete er seine mächtigen Schwingen aus und führte sie vor seinem Kopf zusammen, so dass er unter einer schwarz glänzenden Kuppel stand. Er nahm stetig an Größe zu, bis er die Größe eines hockenden Mannes hatte. Mit einer eleganten Bewegung, die seltsam fehl am Platze wirkte, öffnete er die Schwingen, die sich unmerklich in Arme verwandelt hatten. Geschmeidig wie ein Panther erhob sich der Mann und schenkte ihr ein raubtierhaftes Lächeln. „Rah’uq“, flüsterte sie heiser und ärgerte sich, dass sie ihm nicht entschlossener entgegen treten konnte. Sie hasste es zugeben zu müssen, dass sie sich vor ihm fürchtete.

„Enedala, mein Kind“, sagte er gönnerhaft und trat aufreizend langsam näher an sie heran. Sie wollte protestieren. Wie konnte dieser Bengel es wagen, sie „Kind“ zu nennen? Sie war vermutlich älter als sein erster bekannter Vorfahr und von weit edlerer Geburt als er. Und er nannte sie „Kind“? Es war die Angst vor dem, was er mit ihr anstellen könnte, die die heiße Wut in ihr im Keim erstickte.

„Warum bist du vor mir davon gelaufen?“, fragte er und es schien, als würde er ihr Handeln bedauern.

Er stand so dicht vor ihr, dass sie seinen stinkenden Atem riechen konnte. Er streckte eine knöchernerne Hand mit langen, dünnen Fingern nach ihr aus und umfasste ihr Kinn. Sie wollte zurückweichen, ekelte sich vor der Berührung, doch sie war noch immer festgefroren.

„Wir hätten etwas Großes erschaffen können. Ravanna wäre uns nicht gewachsen gewesen und wir hätten über Atlantis herrschen können. Zusammen wären wir mächtiger gewesen als alles, was Atlantis je gesehen hat. Du hättest deine Freunde vor der Bestie retten können. Sie alle.“

Der Griff um ihr Kinn verstärkte sich. Schmerzhaft stachen seine Fingernägel in ihre Haut.

„Aber du musstest ja weglaufen“, zischte er wütend. Es fühlte sich an, als wolle er ihr Kinn in

seiner Hand zerquetschen. „Du musstest ja vor mir weglaufen und dich irgendwo im Nirgendwo verstecken. Ich hätte dir alles verziehen, aber das ist unverzeihlich. Es gibt nur zwei Seiten. Entweder man ist für oder gegen mich. Und du hast dich leider gegen mich entschieden. Eine zweite Chance wird es für dich nicht geben. Deine Freunde werden sterben. Der Tod wird sie sich holen müssen und ich werde dabei zusehen, wie du über ihre kalten Leichen stolperst, während ich dir deinen letzten Atemzug raube!“ Sein Mund verzog sich zu einem kalten Lächeln. Er hob seine freie Hand, in der irgendetwas tödlich glitzerte. Sie schrie und...

... wachte schweißgebadet und vollkommen außer Atem aus dem Schlaf auf. Sofort streckte die Elfe ihre Finger aus und suchte auf dem provisorischen Bettlager neben ihr nach der vertrauten Wärme und den unter der riesigen Schafsdecke herausragenden, fuchsroten Haaren des jungen Mädchens, das seit vier Nächten lieber in ihrer Nähe übernachtete, anstelle in ihrem eigenen Bett zu schlafen.

Enedala gewöhnte sich langsam in ihre neue Familie ein. Sie war sich zwar nicht ganz sicher, wie Norwod über diese Angelegenheit dachte, aber es war nicht zu übersehen, dass Milan in ihr eine große Schwester sah. Entgegen ihrer sonstigen Gewohnheiten gefiel Enedala der Gedanke, hier ein neues Zuhause gefunden zu haben. Vielleicht lag es an der Zurückweisung, die sie durch Cael'Ellôn erfahren hatte, vielleicht auch nur daran, dass es nicht die geringste Spur von Rah'ûn gab. Und auch wenn eine leise Stimme in ihrem Hinterkopf sie davor warnte, dass sie sich einer sehr trügerischen Sicherheit hingab, konnte sie nicht anders, sie fühlte sich einfach wohl, sah man einmal von den immer wiederkehrenden Alpträumen von Rah'ûn ab.

Nachdem sie sich erholt hatte, erkundete sie mit Lokÿ die Umgebung. Zusammen mit dem Wolf fand sie genug Beute, um Milan und Norwod für ihre Gastfreundschaft zu danken. Manchmal begleitete sie Milan bei der Jagd. Auch an diesem Morgen hatte sie so lange gedrängelt, bis Enedala gespielt entnervt genickt und die Begleitung akzeptiert hatte.

Wenn Enedala die Tage richtig gezählt hatte, musste sie bereits etwas mehr als zwei Wochen bei ihrer neuen Familie leben. Der Vollmond würde sich heute Abend wieder über den Berggipfeln erheben. Ein Schauer jagte bei diesem Gedanken über ihren Rücken, erinnerte sie der Vollmond doch an den Krieg, den sie in den letzten Tagen so erfolgreich aus ihren Gedanken verdrängt hatte. Ihr großer Zeh stieß schmerzhaft gegen einen Stein und erinnerte sie daran, sich besser um das Hier und Jetzt zu kümmern als in der Vergangenheit zu verharren. Milan war bereits einige Meter voraus gelaufen und Enedala beeilte sich wieder zu dem Mädchen aufzuholen.

Plötzlich spürte sie eine Gefahr, die sie nicht genau benennen konnte. Es dauerte einen Moment, bis sie erkannte, dass Lokÿ sie vor Eindringlingen warnte. Hastig ging sie hinter einem Felsen in Deckung und schlich sich näher an den Wolf heran. Schon nach wenigen Metern konnte sie sein tiefes, bedrohliches Knurren hören. Sie spähte über den Felsen und sah zwei Männer in unmittelbarer Nähe, die eindeutig nicht in diese Gegend passten. Der eine wirkte grob und beinahe abstoßend hässlich, wohingegen sein Begleiter so fein geschnittene Gesichtszüge hatte, dass seine Schönheit kaum zu begreifen war. Der Schöne schien eine Spur Elfenblut zu besitzen, aber ähnlich wie bei Ebô'ney war es stark verwässert. Im Gegensatz zu ihr schien er über keine erkennbaren magischen Fähigkeiten zu verfügen. Bei ihm hatte sich das schwache, menschliche Blut durchgesetzt. Sein Begleiter war durch und durch Mensch, ebenso gewöhnlich wie hässlich. Er schien lediglich über eine große, körperliche Stärke zu verfügen. Ihre Kleidung bestand aus einer leichten Lederrüstung, die ihnen einen gewissen Schutz bot, auf einer längeren Reise aber nicht hinderlich wäre. Die braunen Lederschuppen waren mit grauem Staub bedeckt, aus dem Enedala schloss, dass sie längere Zeit durch die Berge gereist waren. Obwohl Enedala einen

leichten Geruch nach Pferd bemerkte, waren die Pferde nirgendwo zu entdecken. Es gab nur wenige Gründe, warum ein Reiter zu Fuß unterwegs war. Entweder war sein Pferd krank oder tot und somit nicht mehr reitbar oder er hatte etwas vor, bei dem sein Pferd hinderlich gewesen wäre. Spionage wäre so ein Grund.

Mit einem Blick erfasste die Elfe die Situation. Unter anderen Umständen hätte sie sich vielleicht in den Schönen verlieben können. Doch er hielt einen gespannten Bogen in der Hand und der Pfeil auf der Sehne wies auf Lokÿ. Rasch zog Enedala ihr Schwert und trat aus ihrem Versteck hervor. Ihre Schwertspitze berührte beinahe den Hals des Schönlings.

„Das würde ich gar nicht erst versuchen, wenn mir mein Leben lieb wäre“, sagte sie laut von der Seite.

Der hässliche Kerl sah sich nach ihr um, während der Schönling unverwandt den Pfeil auf Lokÿ richtete.

„Wir versuchen nur uns diesen tollwütigen Wolf vom Leib zu halten“, gab der Hässliche zurück. „Tollwütig?“, rief Enedala halb entsetzt, halb wütend. „Wie könnt Ihr es wagen! Noch so eine Beleidigung und Ihr habt einen Pfeil in Eurer Brust!“

Der Hässliche lachte. „Das dürfte schwer werden, nur mit einem Schwert in der Hand.“

Enedala gestattete sich ein geringschätziges Lächeln. „Wer sagt denn, dass Ihr die einzigen seid, die zu zweit durch die Berge reisen? Bogen runter, oder meine Schwester macht ernst!“

Ein Stein löste sich und kullerte dem Hässlichen vor die Füße. Er wandte den Kopf in die Richtung, aus der der Stein gekommen war. Der Schönling sah ebenfalls zur Seite. Milan war aus ihrem Versteck hinter einem großen Felsen hervorgekommen. Ruhig wies ihr Bogen auf die Brust des Schönlings. Ein Windstoß verfang sich in ihren roten Haaren und die untergehende Sonne ließ es aufleuchten.

„Bogen runter“, befahl Milan in einem Ton, der keine Widerrede duldete. „Wir schätzen es nicht besonders, wenn man unsere Freunde bedroht!“

„Dieser Wolf ist Euer Freund?“, mischte sich der Schönling zum ersten Mal in das Gespräch ein.

„Und wenn er es wäre?“, gab Enedala kühl zurück. Majestätisch schritt sie zu Lokÿ und legte eine Hand auf seinen Kopf. Sofort wurde sein Knurren noch eine Spur lauter und aggressiver. Es stand außer Zweifel, dass er Enedala bis aufs Äußerste beschützen würde.

„Bogen runter oder ich mache ernst!“, drohte Milan und zu ihrer großen Überraschung gehorchte der Schönling.

Enedala beugte sich zu Lokÿ herab und umfasste seine Schnauze sanft mit beiden Händen. Die anderen konnten nicht verstehen, was sie zu ihm sagte. Das Knurren verstummte und er setzte sich neben Enedala auf den Boden. Nur sein Blick, der weiterhin wachsam auf den Fremden ruhte, verriet, dass er ihnen noch immer nicht traute.

„Wer seid Ihr und was macht Ihr hier?“, wollte die Elfe wissen.

„Mein Name ist Samudresh“, sagte der Schönling. „Und das ist mein bester Freund Sukrang.“ Er wies auf den Hässlichen. „Und mit wem haben wir die Ehre?“

„Ich bin Enedala und das ist Milan. Der Wolf heißt Lokÿ. Ihr habt uns noch nicht gesagt, was Ihr in diesem Teil des Gebirges macht. Ihr kommt nicht von hier, das habe ich bereits auf den ersten Blick gesehen.“

„Wir erkunden die Gegend“, sagte Samudresh vorsichtig. „Wir suchen eine sichere Passage auf die andere Seite der Insel.“

„Was ist Euer Ziel?“, fragte Enedala weiter.

„Die andere Seite der Insel“, wiederholte Samudresh ruhig.

„Und warum? Was habt Ihr dort zu suchen?“

„Wir haben gehört, dass es Krieg gibt und wollen kämpfen“, mischte sich Sukrang ein. Es entging Enedala nicht, dass seine Hand unauffällig zum Schwertknauf wanderte.

„Jetzt haben wir ein Problem, nicht wahr?“, stellte Enedala bedauernd fest. „Dummerweise gibt es in einem Krieg immer zwei Seiten. Woher soll ich wissen, dass Ihr auf der gleichen Seite steht, wie wir? Umgekehrt stellt sich natürlich die gleiche Frage.“

„Warum bringen wir sie nicht einfach zu Norwod?“, fragte Milan und warf dem schönen Samudresh einen schwärmerischen Blick zu.

„Was immer du dir davon erhoffst, du wirst enttäuscht werden“, sagte Enedala. Es klang abweisender, als sie gewollt hatte und so fügte sie versöhnlicher hinzu: „Du kennst Norwod, sie werden seine Meinung nicht ändern können. Wenn er nicht in den Krieg eingreifen will, dann bleibt er auch dabei.“

„Daran habe ich gar nicht gedacht“, schmolte Milan und wirkte wie ertappt. „Ich dachte nur daran, dass er von uns am besten weiß, wie man die Wahrheit aus den beiden herausbekommt.“ Enedala sah die beiden Fremden nachdenklich an. Schließlich seufzte sie. „Ja, vermutlich hast du recht. Aber du erklärst ihm, warum wir seine heilige Ruhe erneut stören. Ich hoffe, du kannst es ihm erklären, bevor er die beiden in Fetzen gerissen hat.“

Es bereitete Enedala Genugtuung, dass die beiden Männer bei ihrer letzten Bemerkung heftig schluckten. Sollten sie ruhig Angst vor dem Unbekannten haben, das vor ihnen lag. Das würde Norwod seine Arbeit erleichtern.

„Wer ist dieser Norwod?“, fragte Samudresh vorsichtig.

„Er ist unser Freund und er wird wissen, was zu tun ist.“

„Ihr glaubt doch nicht etwa, dass wir Euch einfach so folgen und noch einem von Eurer Sorte direkt in die Arme laufen? Wenn wir den Wolf mit zählen, dann wärt ihr in der doppelten Überzahl oder noch schlimmer. Warum sollten wir uns so blauäugig in Gefahr begeben?“

„Weil ich fürchte, dass Ihr keine andere Wahl haben werdet“, gab Enedala ruhig zurück. Sie fühlte sich sicher, was man von den Fremden nicht behaupten konnte. Sie gaben sich zwar noch immer locker, doch Enedala konnte deutlich erkennen, dass sie sich auf einen Kampf vorbereiteten. Sie überschlug kurz ihre Möglichkeiten. Milan würde einen von ihnen mit ihrem Pfeil erledigen, bevor er merkte, was geschehen war. Und sie würde mit dem anderen fertig werden, zur Not mit Lokÿs Unterstützung. Also kein Risiko für sie. Aber wenn die beiden wirklich Freunde sein sollten, dann wäre es eine unverantwortliche Verschwendung von Leben. Sie musste die beiden dazu bewegen ihnen zu folgen, ohne körperliche Gewalt anzuwenden.

„Und wenn wir Euch nicht folgen wollen, was dann?“, wiederholte der Schöne.

„Hört zu. An Norwod führt kein Weg vorbei. Ihr könnt freiwillig mitkommen oder wir werden Euch zwingen. Ich würde gerne vermeiden Euch schaden zu müssen, weil Ihr Freunde sein könntet. Das heißt aber nicht, dass ich es nicht tun würde, wenn Ihr mich dazu zwingt.“

Der Hässliche lachte. „Und wie wollt Ihr das anstellen?“

Enedala vergewisserte sich mit einem Blick, dass Milan weiter wachsam war. Ohne sich mit einer Antwort aufzuhalten schloss sie die Augen und hob die Hände.

Die Fremden sahen sich erschrocken um, als der Boden unter ihren Füßen leise knirschte. Doch alles, was sie sehen konnten waren kleine, grüne Spitzen, die aus dem Boden wuchsen. Noch bevor sie recht begriffen, was geschah, nahm die Wachstumsgeschwindigkeit rasant zu und aus den grünen Spitzen wurden kräftige Lianen, die sich fest um Arme und Oberkörper der Fremden wickelten.

Enedala atmete deutlich hörbar aus. Sie senkte langsam ihre Arme und öffnete die Augen. Es wirkte, als kehrte sie aus einer anderen Welt zurück. Zufrieden betrachtete sie ihr Werk.

„Heb ihre Waffen auf“, befahl sie Milan, die endlich ihren Bogen sinken ließ. Ruhig verstaute die den Pfeil wieder in ihrem Köcher und trat an die Fremden heran. Ohne Hast steckte sie deren Waffen ein. Dann konnte sie sich nicht länger beherrschen und quietschte vergnügt auf.

„Was ist denn nun schon wieder los?“, fragte Enedala genervt.

„Du hast mich deine Schwester genannt!“, jauchzte Milan glücklich.

„Ach ja, habe ich das?“ Enedala dachte angestrengt nach.

„Ja, hast du. Du hast gesagt: ‚Bogen runter oder meine Schwester macht ernst.‘ Ich habe es genau gehört! Entschuldige, aber ich kann meine Freude darüber nicht länger zurück halten“

Die Elfe legte ihre Stirn in Falten, während sie über die Worte des Mädchens nachdachte.

Schließlich erkannte Enedala ihren Fehler. Zwar empfand sie für Milan in der Tat ein bisschen wie für eine kleine Schwester. Sie hatte sich jedoch immer gehütet, dieses Gefühl zum Ausdruck zu bringen. Und jetzt wusste sie auch genau warum.

„Das hat nichts zu bedeuten“, sagte sie, doch es klang selbst in ihren eigenen Ohren wie eine halbherzige Lüge. „Wir haben Wichtigeres zu tun, als uns um Kleinmädchenkram zu kümmern.“

Milan war so glücklich, dass sie sich nicht über die Zurückweisung ärgerte.

„Also gut, auf geht’s!“, wandte sich Enedala an die gefesselten Fremden als sie merkte, dass das seelige Lächeln auf Milans Gesicht nicht verschwand und wohl so bald auch nicht verschwinden würde. „Ihr beiden lauft vor uns her. Lokÿ wird euch den Weg weisen.“

Die beiden folgten dem weißen Wolf murrend aber ohne zu zögern. Schließlich hatten sie keine andere Wahl. Hin und wieder warf einer von ihnen einen kurzen Blick über die Schulter. Milan quittierte diese Blicke mit einem Lächeln und einem auffordernden Winken mit Samudreshs Schwert. Es hatte keinen Sinn zu fliehen, gefesselt und mit einem Schwert im Rücken. Nach einer Stunde Marsch erreichten sie den kleinen Platz, an dessen anderen Ende der versteckte Weg zu Norwods Höhle begann. Der Kater erwartete sie bereits. Unverkennbar schlecht gelaunt stand er mitten auf dem Platz.

„Was schleppst du denn nun schon wieder an, Milan? Reicht dir denn die da“, er zeigte mürrisch auf Enedala, „noch nicht? Musst du noch mehr Gesindel anschleppen?“

„Ich schleppe niemanden an“, wehrte sich Milan. „Sie sind uns über den Weg gelaufen und wollten Lokÿ töten.“

„Wäre nicht schade um den Bettvorleger gewesen“, schnaubte Norwod verächtlich.

Lokÿ wedelte träge mit der Rute und leckte dem Kater über die Pfote. Norwod schlug nach dem Wolf, der mit einem eleganten Satz zur Seite sprang. Es sah nicht so aus, als wäre der Schlag ernst gemeint gewesen.

„Hau ab, du Flohkissen“, knurrte Norwod, doch seiner Stimme fehlte die nötige Schärfe. Es klang beinahe zärtlich. „Wer ist das?“, fragte er und wies auf die Männer. „Warum sind sie gefesselt?“

„Wie Milan bereits sagte, sind sie uns über den Weg gelaufen. Sie erklärten, dass sie kämpfen wollten. Da wir uns nicht sicher waren, auf welcher Seite sie kämpfen wollen, meinte Milan du könntest uns vielleicht dabei helfen herauszufinden, ob sie gefährlich sind oder nicht. Und weil sie nicht freiwillig mit uns kommen wollten, habe ich sie gefesselt.“

„Und das hat nicht zufällig etwas damit zu tun, dass sie dein Flohkissen bedroht haben? Ach, verzeih, ich habe vergessen, dass die hohen Elfen keine Gefühle haben.“

„Wir haben schon Gefühle. Nur sind die meisten Katzen zu blind, um sie zu bemerken“, gab Enedala die Spitze gut gelaunt an den Kater zurück.

Norwod brummelte eine Antwort und trat näher an die Fremden heran. Er wandte den Kopf und

die Fremden konnten zum ersten mal sein zerstörtes Gesicht sehen. Sie zeigten keine Regung bei dem Anblick, was dem Kater zu gefallen schien.

„Wo kommt ihr her?“, fragte er.

„Wir kommen aus einem Tal, jenseits des Herzens von Atlantis“, erklärte der Schönling ruhig.

„Hmh“, machte Norwod. „Das ist ein weites Stück Weg. Was treibt euch hierher?“

„Wir haben erfahren, dass es Krieg auf der anderen Seite der Insel gibt und wollten helfen.“

„Und woher wisst ihr davon? Das Herz von Atlantis ist weit weg.“

„Ein Halbelf hat uns davon erzählt.“

Norwod lachte. „Ein Halbelf, ja? Sehr originell. Wer war er? Dein Großvater?“

„Äh, nein, wie kommt Ihr auf diese Idee?“

Norwod lachte bitter. „Junge, wenn du so lange gegen die Elfen gekämpft hättest wie ich, dann würdest du sie in jeder Verkleidung erkennen, in der sie dir begegnen. Ich gebe zu, das Elfenblut in deinen Adern ist stark verdünnt, vielleicht deine Urgroßmutter oder noch weiter zurück, aber ich kann es immer noch riechen. Du stinkst nach Elf, das kannst du nicht leugnen! Ich halte nicht viel von Mischlingen deiner Art. Ein Halbelf also, hatte er auch einen Namen?“

„Sein Name war Parian“, entgegnete Samudresh ruhig.

„Parian?“, rief Enedala und trat neben Norwod. „Erzähl mir mehr von ihm!“

„Er war in Begleitung einer jungen Frau, Ebô'ney war ihr Name. Es ging ihm nicht gut, er schien verletzt zu sein. Als er von Fyatrils Rücken glitt, konnte er kaum stehen. Kaal'jashwa, der Gefährte von Fyatril, erwählte Ebô'ney als seine Reiterin und verließ mit ihr unser Tal, nachdem mein Vater jegliche Hilfe abgelehnt hatte.“

Enedala nahm Norwod zur Seite.

„Das deckt sich mit dem, was ich weiß“, flüsterte sie. „Parian und Ebô'ney waren einige Zeit verschwunden und als sie zurück kamen, hatte sie ein Pferd. Da Parian teleportieren kann, würde das erklären, wie er das Tal erreichen konnte.“

„Wann war das?“, fragte Norwod.

„Kurz nach dem letzten Vollmond.“

Norwod sah kurz zu Enedala, die mit einem knappen Nicken bestätigte.

„Also seid ihr aufgebrochen und wollt jetzt für diesen Parian kämpfen?“, wandte Norwod sich wieder an die Fremden.

„Ja“, sagte Samudresh schlicht.

„Mal angenommen, wir glauben euch. Was sollten zwei Kämpfer mehr oder weniger schon ausrichten?“

„Diese Frage kann ich nicht beantworten, da ich nicht weiß, ob ich Euch trauen kann.“

Norwod lachte und diesmal klang es beinahe erfreut.

„Der Bursche gefällt mir, Milan. Da hast du ein lustiges Kerlchen angeschleppt. Würde ich in den Krieg eingreifen wollen, stünde ich auf Nemos Seite. Ich habe in den Elfenkriegen gekämpft und bin ihm dankbar, dass er sie beendet hat. Deshalb würde ich für ihn kämpfen. Genau wie ihr.“

„Und warum tut Ihr es dann nicht?“, mischte sich Sukrang ein.

Norwod sah ihn traurig an. „Was sollte ein einzelner Kämpfer schon ausrichten? Außerdem bin ich des Kämpfens müde. Ich habe schon zu viel Leid auf dem Schlachtfeld gesehen. Ihr seid naiv, wenn ihr glaubt, etwas ausrichten zu können.“

„Ich würde Euch zustimmen, wenn wir alleine wären.“

Norwod schnaubte verächtlich. „Wie viele Leute könnt ihr schon gesammelt haben? Ein paar hundert? Tausend, vielleicht?“

Samudresh grinste selbstsicher. „Wir sind zwölftausend. Zwölftausend freiwillige Kämpfer unter der Führung einer Feldherrin, die schon einmal einen aussichtslosen Kampf gewonnen hat.“ Norwod schnaubte verächtlich.

„Eine Feldherrin? Frauen sollten nicht kämpfen“, sagte er mit einem Seitenblick auf Milan. Enedala und Milan protestierten sofort.

„Kämpfen heißt töten“, fuhr Norwod scheinbar ungerührt fort und unterband damit den Beginn einer Aufzählung über Enedalas Kampfkünste seitens Milan. „Töten ist schmutzig und grausam. Frauen hingegen sollten Leben geben statt zu nehmen. Sie sollten sauber sein und gütig. Für sie ist kein Platz auf den Weiten des Schlachtfeldes.“

„Du bist gemein!“, beehrte Milan auf. „Du bildest mich zur Kämpferin aus und wenn ich endlich etwas tun kann dann verbietest du es mir. Du sagst, ich soll mich selbst verteidigen können. Nun, wenn die Gegner die Insel überrennen, wird mir nichts anderes übrig bleiben. Und ich werde dir die Schuld dafür geben, weil du mich in diese Lage gebracht hast.“

„Es reicht, Milan! Du wirst nicht an diesem Krieg teilnehmen! Ich werde nicht zulassen, dass du das erleben musst, was ich erlebt habe.“

„Du kannst sie nicht allein beschützen Norwod. Und schon gar nicht für den Rest ihres Lebens. Wenn die feindlichen Heere kommen, wird vielleicht niemand mehr sicher sein. Sie mag auf uns noch wirken wie ein unbeholfenes, junges Mädchen, aber du kannst nicht verhindern, dass auch sie in diesen Krieg mit hineingezogen wird...“, warf Enedala halbherzig ein, doch Norwod ignorierte sie.

„Und ich sage dir noch etwas“, fuhr der Kater fort, „Es ist mir egal, ob du mich hinterher verfluchen wirst und mir die Schuld an jedem Ungemach geben wirst, dass dir begegnet. Ich werde diese Flüche gerne auf mich nehmen, wenn ich dadurch die Unschuld deiner Seele erhalten kann.“

Milan gab einen Laut der Überraschung von sich und Enedala legte ihr beruhigend eine Hand auf den Arm. Sie war selbst überrascht von der bedingungslosen Liebe, die aus den Worten des zynischen Katers sprach, auch wenn sie sich nicht vorstellen konnte, dass es Norwod gelingen würde, Milans heile, sorglose kleine Welt auf Ewig zu erhalten. Als schiene er sich für den ungewohnt tiefen Einblick in seine Seele zu schämen, kam Norwod schnell auf das eigentliche Problem zurück.

„Also, was ist das für eine Feldherrin? Da ich sie nicht kenne, muss sie aus der anderen Welt stammen.“

„So ist es“, gab Samudresh zu. „Ihr Name ist Jeanne d’Arc.“

„Oh“, machte Norwod und schien zum ersten Mal ehrlich überrascht zu sein.

„Du kennst sie?“, wollte Milan wissen. Sie hatte noch nie erlebt, dass dem Kater die Worte fehlten.

„Ich habe von ihr gehört“, gab Norwod zu. „Sie muss wirklich eine sehr gute Kämpferin in der anderen Welt gewesen sein. Es kommt nicht oft vor, dass die Taten aus der anderen Welt auf Atlantis gerühmt werden. Aber das ist lange her, sie könnte das Kämpfen verlernt haben.“

Enedala sah nur noch, wie Samudresh Luft holte und zu einer Erwiderung ansetzte. Was er genau sagte, ging jedoch an ihrem Bewusstsein vorbei. Sie hatte die Anspannung ihres Wolfes bereits gespürt, als Milan Norwod von ihrer Rolle als Kämpferin hatte überzeugen wollen. Da Lokÿ jedoch ruhig geblieben war und nicht angeschlagen hatte, hatte die Elfe sich auf das Gespräch konzentriert. Das leise Knacken von Ästen auf dem harten Waldboden war ihr dennoch nicht entgangen. Es wurde mit jeder Sekunde, die verging, lauter. Sie schloss die Augen und drehte sich langsam in alle Himmelsrichtungen, um die Quelle des Geräusches auszumachen. Es schien

von überall her zu kommen. Ein leichtes Kribbeln breitete sich über ihren Armen aus und vor ihrem inneren Auge schien sich in der Dunkelheit die leuchtende Silhouette eines Vogels abzuheben. Die Bilder ihres Alptraumes der vergangenen Nacht stahlen sich in ihre Erinnerungen und ließen sich von ihr für einen Augenblick nicht mehr wie all die anderen schlimmen Träume wieder in ihr Unterbewusstsein verdrängen. Alles was sie erlebt hatte in der Stadt von Atlantis, im Dorf der Katzen und auf dem Schlachtfeld bis zu ihrer Begegnung mit Milan und Norwod wurde mit einem Schlag wieder schmerzhaft real und präsent, wie als hätte man ihr eine schallende Ohrfeige gegeben und sie in die Wirklichkeit zurück geholt. Das Leben bei Milan und Norwod wirkte mit einem Mal wieder so fremd wie zu Beginn ihrer Ankunft, als hätte sie sich die Vertrautheit und das allmählich einkehrende Wohlbefinden nur eingeredet. Irgendetwas rollte auf sie zu und brachte ihr altes Leben mit. Es brachte es nicht nur mit, es schien sie geradezu dahin zurück ziehen zu wollen. Als hätte ein Zauber ihr Inneres gepackt, es nach außen befördert und ihr unter die Nase gehalten. Es fühlte sich für die Elfe so an, als würden Karan, Cael'Ellôn, Neery, Parian und all die anderen in einem engen Kreis um sie herum stehen und ihr unmissverständlich zu verstehen geben, dass sie sie mit ihrem Verschwinden im Stich gelassen hatte. Die Elfe sog scharf die Luft ein und zitterte leicht, als das leise, dumpfe Stapfen von Fußritten an ihre Ohren drang. Dann ging plötzlich alles sehr schnell. Lokÿ knurrte, doch da war es schon zu spät. In dem Moment, als Enedala sich von ihrem inneren Kampf loslöste und erschrocken die Augen wieder öffnete, betraten etwa zwanzig Mann den Platz mit gezogenen Waffen. Sie trugen ähnliche Rüstungen wie Sukrang und Samudresh und waren ebenfalls von einer dicken Schicht aus grauem Staub bedeckt. Ihre gezogenen Schwerter funkelten im Licht der tief stehenden Sonne. Sie ähnelten den legendären Elfenschwertern, wirkten jedoch weniger elegant.

Enedala fasste sich trotz ihrer gemischten Gefühle als erste und zog ebenfalls ihr Schwert, bereit sich, Milan und den Kater zu verteidigen, auch wenn ihre Fassung, die sie sich selbst aufzwang, labil schien. Norwod trat einen Schritt vor und schob Milan schützend hinter sich. Etwas Bedrohliches lag in der Luft und die Spannung schien greifbar zu sein. Es hätte nicht mehr viel gefehlt und sie wären aufeinander los gegangen.

Ohne ein erkennbares Zeichen traten die Elfen, Halbelfen und Menschen zur Seite und bildeten eine Gasse in ihrer Mitte. Jemand in einer glänzenden Rüstung aus silbernem Metall kam langsam durch die Gasse geschritten. Erstaunt erkannten Enedala, Milan und Norwod, dass es sich um eine Frau handelte.

„Ich habe überhaupt nichts verlernt, alter Kater“, sagte sie herausfordernd und griff somit Norwods letzte Worte auf. Ohne sich weiter um die drei zu kümmern, ging sie zu Samudresh und Sukrang. Mit einem Schwerthieb versuchte sie die Ranken zu durchschlagen, die Samudresh fesselten. Es gelang ihr nicht und sie wandte sich auffordernd an Enedala. Die Elfe zögerte kurz, um die Situation abzuschätzen. Sie sah schnell ein, dass sie gegen 20 Angreifer keine Chance hatte. Ein lässiger Wink mit der rechten Hand und die Fesseln zerfielen zu Staub. Die Kriegerin bedachte Enedala mit einem anerkennenden Nicken.

„Was ist passiert?“, forderte sie die beiden Männer auf zu reden. Mit gesenktem Kopf berichtete Sukrang, was geschehen war. Wieder flog ein anerkennender Blick über den Platz.

„Wie Ihr seht, kann eine Frau durchaus in der Lage sein zu kämpfen“, sagte sie ruhig. Dennoch war ihre Stimme auf dem ganzen Platz zu hören.

„Eine Rüstung macht noch keinen Krieger“, warf Norwod ein.

„Eine Rüstung vielleicht nicht, aber ich habe auch ein bisschen Erfahrung zu bieten. Meine Seele hat ihre Unschuld schon vor langer Zeit auf einem französischen Schlachtfeld verloren. Und Gott

ist mein Zeuge, könnte ich die Zeit zurück drehen, ich würde es tun. Selbst die Jahre auf Atlantis konnten den Schmerz nicht tilgen.“

„Aber dennoch willst du kämpfen. In einem aussichtslosen Kampf, wie ich noch einmal betonen möchte, und nach einem Jahrtausende währenden Leben in Frieden. Ich sage, du hast keine Chance!“

„Was zu beweisen wäre. Warum finden wir nicht gemeinsam heraus, wie gut ich noch bin?“
Norwod maunzte kurz, dann hob er abwehrend beide Pfoten. „Dein Schwert weißt du immerhin noch zu halten. Ich darf annehmen, dass ich es mit deinem Sohn zu tun habe?“

Die Frau hob überrascht die Braue. „Respekt, alter Kater. Dein Geist hat in der Abgeschiedenheit jedenfalls nicht gelitten.“

„Wenn Norwod nicht kämpfen will, trete ich gerne an seine Stelle“, fuhr Milan dazwischen und hob drohend ihr Schwert und entledigte sich ihres Bogens, der über ihre Schulter hing, damit er sie nicht beim Kämpfen behinderte. „Und hör gefälligst auf, ihn einen alten Kater zu schimpfen!“

„Lass es gut sein, Milan. Heute wird nicht gekämpft.“ Norwod fuhr sich mit der Pfote über die gesunde Hälfte seines Gesichts. „Wie kann man nur so begierig aufs Kämpfen sein? Ich hätte dir besser Handarbeiten beibringen sollen. Aber davon verstehe ich leider nichts.“

„Aber sie beleidigt dich!“

„Milan“, mahnte Norwod. „Willst du etwa bestreiten, dass ich ein alter Kater bin? Mittlerweile passt der Name zu mir. Auch wenn ich ihn damals, als ich Jeanne das erste Mal traf, ein bisschen übertrieben fand.“

„Vergib mir, ich war jung und unerfahren“, bat Jeanne verschmitzt.

Milan riss die Augen auf. Sie hatte noch nie erlebt, dass jemand so mit Norwod sprach. Von sich selbst einmal ausgenommen, aber sie war ja auch etwas Besonderes.

„Krieger sind niemals unerfahren. Aber jung warst du, das stimmt. Kaum älter als meine Milan heute.“ Norwod seufzte wehmütig.

„Ihr kennt euch?“, riefen Milan und Samudresh wie aus einem Mund, als sie endlich ihre Sprache wiedergefunden hatten.

Jeanne lachte glockenhell. „Oh ja, wir kennen uns. Damals habe ich in einem Dorf in den Bergen gewohnt, etwa auf halbem Weg zwischen diesem Platz und unserem Tal. Dort hatten die Katzen mich gesund gepflegt. Als es mir besser ging, durchstreifte ich die Gegend und traf auf Norwod.“

„Und eines Tages warst du einfach weg“, brummte Norwod mürrisch.

„Ja, es tut mir leid, dass ich mich nicht von dir verabschieden konnte. Als ich erfuhr, dass Kaalmesh das Dorf verlassen würde, wollte ich mit ihm gehen. Ich habe dich gesucht, konnte dich jedoch nicht finden.“

„Hmh“, brummte Norwod unbestimmt und sah zum Himmel. „Es wird bald dunkel werden“, sagte er. „Ich habe nicht genug Platz für zwölftausend Mann, aber ich würde mich freuen, wenn du heute mein Gast sein würdest. Dein Sohn und sein Freund dürfen meinetwegen mitkommen.“
Mit diesen Worten wandte er sich zum Gehen und verschwand hinter einem Felsen. Jeanne gab ihren Begleitern ein paar Anweisungen und folgte Milan und Enedala, die sie, Samudresh und Sukrang in die Höhle führten. Milan war sichtlich aufgeregt. Das versprach ein spannender Abend zu werden.

Wenig später saßen sie bei einem Mahl, wie Jeanne d'Arc und ihre Mitstreiter es schon lange nicht mehr gehabt hatten. Das brachte Jeanne zum Ausdruck.

„Wir haben über Wochen nur halb so viel Wild erlegen können, wie auf diesem Tisch liegt.“

„Das haben wir dem Flohkissen zu verdanken“, brummelte Norwod und warf Lokÿ einen halb

abgenagten Knochen zu. Es schien ihn zu ärgern, dass der Wolf den Knochen nicht anrührte, ohne Enedala mit einem Blick um Erlaubnis zu fragen.

„Unsere Vorratsräume sind gut gefüllt. Wir werden zwar keine zwölftausend Mann satt bekommen, aber wir geben gerne alles, was wir entbehren können.“

„Ich danke dir, alter Kater. Wir hatten bis vor einer Woche noch genug Vorräte, dass wir nicht Hunger leiden mussten. Aber auf dem letzten Stück gab es keine Dörfer mehr, die uns unterstützt hätten.“

„Wann seid ihr aufgebrochen?“, erkundigte sich Enedala, die sich bis jetzt stark zurückgehalten hatte. Niemandem war aufgefallen, dass die Elfe seit Jeannes Ankunft verstummt war und in sich gekehrt wirkte.

„Wir sind einen Tag nach Parians und Ebô'neys Ankunft aufgebrochen. Zunächst waren wir nur wenige und haben auf unserem Weg mehr und mehr Mitstreiter gewinnen können.“

„Du hattest schon immer ein Talent dafür zu begeistern“, sagte Norwod und in seinen Worten schwang echter Respekt mit.

„Danke.“ Jeanne senkte bescheiden den Kopf. „Als ich auf Atlantis ankam, habe ich mir geschworen, nie wieder in den Krieg zu ziehen. Aber als Parian mir von den Problemen berichtete... ich kann nicht auf einer Insel leben, auf der Krieg herrscht und so tun, als ginge es mich nichts an.“

„Bedeutet es dir so viel, dass du sogar deinen Sohn opfern würdest?“

„Was soll ich tun, alter Kater? Du kennst das Problem mit Milan. Ich habe sofort gesehen, dass sie dir genauso viel bedeutet wie Samudresh mir. Du kannst noch argumentieren, dass Frauen nicht auf das Schlachtfeld gehören, doch was soll ich meinem Sohn sagen? Mir bleibt nur zu hoffen, dass ich ihn gut genug ausgebildet habe.“

„Was gibt Euch die Hoffnung, mit zwölftausend Mann etwas verändern zu können?“, fragte Enedala.

„Da gibt es mehrere Gründe“, antwortete Jeanne, die hinter der Frage ein dringendes Verlangen spürte, etwas verändern zu wollen. „In meinem ersten Leben war ich ein einfaches Bauernmädchen, das unter dem Krieg der Könige litt. Eines Tages hatte ich eine Vision. Damals glaubte ich, Gott habe zu mir gesprochen, heute bin ich mir nicht mehr so sicher. Ich glaubte, Gott habe mir den Auftrag gegeben den Krieg zu beenden. Es gelang mir, ein Heer um mich zu sammeln. Wir hatten eigentlich keine Chance, waren hoffnungslos unterlegen und hätten untergehen müssen. Doch wir haben gesiegt. Ich glaube, wenn ein Heer, und sei es noch so klein, zur rechten Zeit eingreift, kann es etwas bewegen.“

Und der zweite Grund ist der, dass sich uns nicht nur Menschen angeschlossen haben. In unseren Reihen befinden sich einige Elfen und Halbelfen, die über erstaunliche Fähigkeiten verfügen. Auch wenn ich gestehen muss, dass niemand so mächtig zu sein scheint, wie Ihr.“

Enedala wirkte geschmeichelt.

„Macht ist gefährlich“, sagte sie. „Ich musste fliehen, weil ich bedroht wurde. Auch die Gegenseite verfügt über sehr starke magische Kräfte.“

„Hat man versucht, Euch auf die Seite des Gegners zu ziehen?“, erkundigte sich Jeanne mitfühlend.

„Ja. Ich habe noch versucht Kontakt mit meinem Clanführer aufzunehmen, doch es ist mir nicht gelungen. Lokÿ ist der einzige Freund, der mir in jenem Moment noch geblieben war. Um zu verhindern, dass ich gefangen genommen und gezwungen werde, meinen Freunden zu schaden, bin ich fortgegangen. So traf ich auf neue Freunde und bin geblieben.“

„Was würdet Ihr tun, wenn Ihr zwölftausend Mann hinter Euch hättet?“, mischte sich Samudresh

in das Gespräch.

Enedala dachte an ihre Alpträume. Sie fürchtete sich vor Rah'ûn und das gab ihm Macht über sie. Alles in allem ein Zustand, der für die stolze Elfe absolut inakzeptabel war. Und dann waren da auch noch ihre Freunde. Wenn man überhaupt von richtigen Freunden sprechen konnte. Doch der Gedanke, sie alle im Stich und einfach so ihrem Schicksal zu überlassen, nur weil sie Angst vor dieser jämmerlichen Schattengestalt hatte, nagte an ihr. Die Elfe fühlte sich ihnen verbunden und verpflichtet, dessen wurde sie sich allmählich bewusst. Selbst C  el'Ell  n hatte sie einst die Treue geschworen und obwohl er sie an jenem Abend nicht getroffen und damit allein gelassen hatte, fühlte sie sich ihm weiterhin loyal gegenüber.

„Ich würde alles daransetzen, diese zwölftausend Mann zu unterstützen und zum Sieg zu führen“, war schließlich ihre Antwort.

„W  rdet Ihr uns unterstützen, wenn wir angreifen?“

Die Elfe zögerte, ein wenig überrascht von Jeannes Angebot. Sie war nicht umsonst gegangen und hatte sich vom Kriegsschauplatz entfernt. Es hatte einen Grund gegeben. Einen guten Grund. Das Böse durfte sie nicht in die Hände bekommen. Sie war sich dessen ziemlich sicher. Dennoch hatte sie Zweifel an ihrer Entscheidung. Enedala konnte nicht mehr abschätzen, ob ihr Fernbleiben zu Gunsten ihrer Freunde und der guten Seite ausfiel oder ob sie ihnen einen entscheidenden Vorteil nahm. Sie war nicht nur eine starke Kriegerin, sondern auch eine mächtige Magierin. Mit Parian, Neery und Eb  'ney hatte das Gute bereits einige Trümpfe in der Hand. Doch keiner von ihnen konnte das, was Enedala konnte. Sie war diejenige mit der jahrelangen, magischen Erfahrung. Sie hatte sich über Jahrzehnte hinweg mit starken Zaubern auseinander gesetzt und gelernt sie zu beherrschen. Die rote Haarsträhne in ihrem blonden Haar war kein Brandmal, sie war ein Verdienst. Ihr Verdienst. Ein Nachweis ihrer mächtigen Fähigkeiten. In ihren Adern floss magisches Blut und es pulsierte, seit Jeanne d'Arc in ihr Leben getreten war. Sie wusste instinktiv, dass es etwas zu bedeuten hatte. Die helle, strahlende, blass weiße Aura, die Jeanne umgab und die nur Enedala wahrnehmen konnte, war wie ein Zeichen. Dieser Kriegerin zu folgen schien ihr Schicksal zu sein. Und wenn es nicht ihr Schicksal war, dann zumindest der Weg, den sie einschlagen sollte. Jetzt erkannte sie auch den Vogel, dessen leuchtende Silhouette sie vor ihrem inneren Auge gesehen hatte. Es war nicht der Rabe, der sie in ihren Träumen verfolgte. Es war eine Taube. Weiß wie Schnee.

„Es wäre mir eine Ehre!“, antwortete Enedala zuversichtlich, ihre Entscheidung besiegelnd.

„Wenn Enedala kämpft, will ich auch kämpfen!“, begehrte Milan auf.

„Na toll, danke!“, schimpfte Norwod. „Jeanne, bei allem Respekt, bitte hilf mir! Du bist eine Frau und hast deine Schlachten geschlagen. Bitte rede Milan aus, dass Krieg eine tolle Sache ist.“

„Es tut mir leid, alter Kater. Aber wenn Milan unbedingt kämpfen möchte, wirst du sie nicht vom Gegenteil überzeugen können. Ich verstehe, warum du ihr die Grausamkeiten des Krieges ersparen möchtest und ich stimme dir zu, dass es besser für sie wäre, wenn sie nicht kämpfte. Und vielleicht wird sie am Ende sagen, dass sie sich wünschte auf dich gehört zu haben. Aber sie wird auf jeden Fall kämpfen, das sehe ich in ihren Augen. Vertrau einer erfahrenen Frau und Kämpferin, du hast nur zwei Möglichkeiten. Entweder du sperrst Milan ein und sie wird sich befreien und auf eigene Faust in den Krieg ziehen. Oder du beißt die Zähne zusammen und ziehst mit ihr zusammen in den Krieg.“

Norwod schlug donnernd mit der Pfote auf den Tisch. Geschirr hüpfte empor, Becher fielen um und ergossen ihren Inhalt über den Tisch.

„Niemals!“, schrie Norwod so wütend, wie Milan ihn noch nie erlebt hatte. „Es ist mir egal,

welchen Floh ihr der Kleinen ins Ohr setzt, aber niemals wird diese Insel erleben, dass ich noch einmal in den Krieg ziehe!“

„Wenn ich es nicht besser wüsste“, begann Jeanne ohne sich von diesem Wutausbruch beeindrucken zu lassen, „ich könnte auf den Gedanken kommen, der große Kämpfer von einst ist müde und feige geworden.“

Es schien kaum möglich, doch Norwods Wut steigerte sich noch.

„Feigling? Du wagst es, mich einen Feigling zu nennen?“ Die Narbe, die sich über das Gesicht des Katers zog, schwoll an und sein gesundes Auge schien aus der Höhle zu treten. „Ich schwöre, bei allem, was mir heilig ist, Jeanne d’Arc, wärest du nicht die, die du bist, ich würde dich auf der Stelle töten. Nur mein Respekt vor dir und unserer Freundschaft hält mich davon zurück. Wie lange hast du in den Zeiten des Krieges gelebt? Zwanzig Jahre? Und wie viele Schlachten hast du gekämpft? Drei? Fünf? Vielleicht zehn? Und du bist schon jetzt des Kämpfens müde? Ich verrate dir etwas! Ich war über tausend Jahre alt, als ich mich aus dem Krieg zurückgezogen habe und ich war gerade einmal zweihundert Jahre alt, als ich meine erste Schlacht gekämpft habe. Für ein Katzenwesen ist das sehr jung. Wir gelten erst mit fünfhundert Jahren als das, was ihr volljährig nennt. Ich war praktisch noch ein Kind, als ich mit dem Kämpfen begann und ein gebrochener Kater, als ich tausend Jahre später damit aufhörte. Ich bin nie vor einem Kampf zurückgewichen und habe mehr Elfen getötet, als ich jemals zählen könnte. Also erzähl mir nicht, ich wäre feige!“

„Ich bezweifle nicht deine Fähigkeit zu kämpfen“, lenkte Jeanne ein. „Aber ich denke, dass es etwas in deinem Leben gibt, dem du dich nicht stellen magst. Vielleicht ist feige das falsche Wort. Aber aus Erfahrung kann ich dir sagen, dass es wichtig ist, sich seinen Dämonen zu stellen.“

„Das reicht jetzt“, entschied Norwod und erhob sich. „Ich gehe jetzt einen Spaziergang machen. Wenn ich wiederkomme, will ich hier niemanden mehr sehen, der nicht hierhin gehört.“

„Ich fasse es nicht“, flüsterte Malin, nachdem Norwod die Höhle verlassen hatte. „Wie könnt Ihr es wagen, so mit ihm zu reden? Und warum habt Ihr das überlebt?“

Jeanne lächelte traurig.

„Weil wir uns besser kennen, als die meisten glauben.“ Jeanne sah schweigend auf ihre Hände. Sie sah erst auf, als Samudresh ihre Hand nahm und einen Kuss darauf drückte. Sie fuhr ihrem Sohn durch die Haare und fuhr fort: „Ich bin gestorben, weil man mich verraten hat. Die Menschen, für deren Machterhalt ich mit tiefster Überzeugung gekämpft hatte, sorgten dafür, dass man mich als Hexe verurteilte und verbrannte. Die Verletzungen, mit denen ich auf die Insel kam, waren sehr schwer und meine innere Verfassung war auch nicht gerade die beste. In dieser Zeit lernte ich Norwod kennen. Ich glaube, wir freundeten uns an, weil wir beide auf die gleiche Weise verletzt und gezeichnet waren. Wir verstanden den Schmerz des anderen, ohne darüber reden zu müssen, was wir wirklich empfinden. Wir sind uns in dieser Zeit sehr nahe gekommen. Doch dann lernte ich Kaalamesh kennen, Samudreshs Vater. Er war ein Halbelf und ich habe mich sofort in ihn verliebt. Mir war klar, dass ich ihm folgen musste, als er ankündigte, weiter zu ziehen. Ich glaube, mein Verschwinden hat Norwod sehr verletzt. Ich habe ihn gesucht, aber nicht gefunden. Niemand kann Norwod finden, wenn er nicht gefunden werden möchte. Ich landete schließlich in einem Tal auf der anderen Seite der Insel und habe Norwod bis zum heutigen Tag nie wieder gesehen. Es mag zwar nicht so klingen, aber wir respektieren uns wirklich sehr. Deswegen kann ich Dinge ansprechen, die sonst niemand ansprechen darf. Vertrau mir. Er wird sich wieder beruhigen und sich vermutlich auch dazu entschließen, zusammen mit uns in den Krieg einzugreifen.“

Und nur, um eines klar zu stellen: Ich kann deinen Wunsch, in diesen Krieg einzugreifen, sehr gut verstehen, Malin. Du bist genau wie ich in deinem Alter. Ich werde dich Norwod gegenüber unterstützen. Aber ich würde mir trotzdem sehr wünschen, dass du in Sicherheit bleiben würdest. Bitte überlege es dir sehr gut, bevor du in die Schlacht ziehst.“

Mit diesen Worten erhob sich Jeanne und verließ gefolgt von ihrem Sohn und dessen Freund die Höhle.

Der Vorhang war noch geschlossen.

Ein Geruch nach frischer Farbe und muffigem, altem Holz lag in der Luft.

Hastige Füße huschten dumpf über den mit sauberem Sand bestreuten Holzboden. Fleißige Hände korrigierten vermeintliche Fehler an den Kulissen oder harkten den Boden, so dass der Sand glatt und weich wirkte, als wäre er nie zu vor betreten worden.

Halbwegs zufrieden mit der Kulisse hasteten die Füße hinter die Bühne. Kleider aus kostbarem, mit Gold durchwirktem Samt und Brokat warteten kunstvoll auf Schneiderpuppen drapiert darauf benutzt zu werden. Fleißige Hände nähten letzte Knöpfe an oder zauberten kunstvolle Frisuren mit Haarnetzen, Schleiern und Girlanden.

Ein aufgeregter, älterer Herr tanzte förmlich durch das künstlerische Chaos. Er trug ein in tiefe Röhrenfalten gelegtes Wams mit weiten, bauschigen Ärmeln, enge Strumpfhosen und Schuhe, die in schmale, schnabelartige Spitzen ausliefen. Er hatte für jeden ein nettes Wort, half bei Fragen und sprach bei besonders schweren Fällen von Lampenfieber Mut zu. Über allem schwebte ein leises, konzentriertes Murmeln, nur unterbrochen durch gelegentliches Umblättern von Pergament oder das Rascheln des Papiere, wenn jemand neugierig auf die andere Seite schaute.

Ein lautes Klatschen unterbrach die Hektik. Alle Arbeiten wurden schlagartig eingestellt. Die ersten Schauspieler nahmen ihre Positionen ein. In wenigen Augenblicken würde sich der Vorhang heben.

Als Parian Ebô'ney zum ersten Mal von seiner Idee erzählte, hatte sie ihn für verrückt erklärt. Es klang einfach zu absurd in Kriegszeiten seine Energien auf ein Theaterstück zu verschwenden. Eine Beteiligung an dieser für den Halbfelken typischen absurden Idee hatte sie kategorisch abgelehnt. In den zwei Wochen der Vorbereitungen hatte sie ihre Meinung jedoch geändert. Je näher die Premiere rückte, desto stärker besserte sich die Laune der Menschen, Katzen und Elfen. Es war als gäbe die Aussicht auf ein Ereignis, das nichts mit dem Krieg zu tun hatte, ihnen die Hoffnung zurück, dass eine Wendung zum Besseren doch noch möglich war. Die Vorfreude auf das Theaterstück nahm ihnen für einen Moment die Sorgen, ließ sie Hunger, Leid und Kälte vergessen. Selbst die schwerste Arbeit schien mit einem Mal leicht von der Hand zu gehen. Nach der Ankündigung des Theaterstückes gab es deutlich weniger Schlägereien und auch der Streit um Lebensmittel schien nachzulassen. Allgemein wirkten die Bewohner der Zeltstadt zufriedener und heute, kurz vor der Premiere, war sogar so etwas wie Ausgelassenheit zu spüren. Langsam ging Ebô'ney durch die Zeltstadt, die zwischen dem Dorf der Katzen und dem Schlachtfeld lag, und genoss die fröhliche Atmosphäre.

Ein Kind rannte lachend an ihr vorbei, ein weiteres folgte ihm. Wie lange war es her, dass sie jemanden lachen gehört hatte? Und wie lange war es her, seit sie das letzte Mal frei und

unbeschwert gelacht hatte? Rah'ün war es immer gelungen, sie zum Lachen zu bringen. Damals, als sie beide noch jung gewesen sind und sie nach dem Tod ihrer Mutter über die Insel gezogen war. Über der Schulter einen Beutel mit ihren wenigen Habseligkeiten und eine Axt am Gürtel ihres Kleides, wo sie jedem zeigte, dass sie sich auf die Bearbeitung von Holz verstand und ihr zur Not als Waffe dienen konnte. In einer dreieckigen Herberge im Niemandsland zwischen den Bergen und Agadîr war sie ihm zum ersten Mal begegnet. Man hatte ihr das Lager neben seinem zugeteilt und sie hatte sich ohne ein weiteres Wort hingelegt. Sie war nicht an Gesprächen mit fremden Männern interessiert, die viel zu leicht in Aufdringlichkeiten endeten. Doch Rah'ün war anders gewesen. Heute fragte sie sich natürlich, ob er sie nicht einfach von Anfang an mit seiner Gabe gefangen genommen hatte. Wie viel von ihrer Freundschaft war echt gewesen und wie viel beruhte auf dem Zauber, den er auf andere ausüben konnte? Hatte er je aufrichtige Gefühle für sie gehegt oder war sie für ihn nur eine willkommene Abwechslung gewesen?

Entschieden schüttelte sie den Kopf. Sie weigerte sich einfach zu glauben, dass ihre gemeinsame Zeit nur auf einer Lüge basieren sollte. Irgendwann einmal muss Rah'ün ein ernstes Interesse an ihr gehabt haben. Sonst hätte er sie nicht angesprochen und wäre so lange mit ihr über die Insel gewandert. Sie seufzte wehmütig, als sie sich an jene Zeit erinnerte. Rah'ün hatte es geschafft, die Trauer in ihrem Herzen nach und nach zu lindern. Er war es auch, der ihr beigebracht hatte, wie man in den Bergen überleben konnte, wie man jagte und wie man Waffen benutzte ohne sich selbst dabei zu verletzen. Es zeigte sich, dass sie noch andere Talente besaß, als die Holzverarbeitung. Sie lernte schnell und bald konnte sie auch ohne Waffen kämpfen und siegen. Es waren herrliche Zeiten gewesen. Sie hatte Rah'ün vertraut, wie sie vorher nur ihrer Mutter vertraut hatte. Für ihn hätte sie alles getan. Er war der große Bruder, den sie nie gehabt hatte und er füllte die Lücke, die ihr Onkel hinterlassen hatte, vollständig aus. Es traf sie hart, als Rah'ün ihr eines Tages sagte, dass er nun wieder alleine über die Insel wandern müsse und ihre gemeinsame Zeit nun vorbei sei. Sie hatte es nicht verstanden. Sie hatte *ihn* nicht verstanden. Und dennoch konnte sie ihm nicht wirklich böse sein. Er hatte ihr das Herz gebrochen und sie hatte sich geschworen, nie wieder jemandem so sehr zu vertrauen und so nah an sich heran zu lassen wie Rah'ün. Denn seine Worte, mit denen er sich von ihr trennte, hatten sie fast genauso tief getroffen wie der Tod ihrer Mutter. Wo lag der Sinn in Freundschaften und anderen Beziehungen, wenn sie doch nur zerbrachen und Kummer brachten?

So war sie schließlich in den bewaldeten Hängen über der Stadt von Atlantis gelandet. Dort hatte sie sich eine Hütte gebaut, die bis auf den kleinsten Splitter jener Hütte glich, die sie mit ihrer Mutter bewohnt hatte. Zusammen mit den wenigen Erinnerungsstücken, die sie die ganze Zeit über mit sich herum getragen hatte, entstand ein durchaus annehmbares Zuhause, in dem sie sich wohl fühlen konnte. Sie blieb die meiste Zeit für sich alleine, genoss die Einsamkeit und die tröstliche Nähe der Bäume. Sie glaubte, dass die Bäume ihr treue und verlässliche Freunde sein konnten. Doch auch die Bäume hatten sie am Ende im Stich gelassen. Und sie hatte eine weitere Schicht um den Knoten gelegt, der ihr Herz beschützte. Es ängstigte sie, wie dünn der schützende Knoten geworden war. Aber war das wirklich nur Parians Schuld? Gewiss, er hatte es verstanden, sich an den schützenden Schichten direkt zu ihrem Herzen vorzuarbeiten. Doch musste sie auch zugeben, dass er die Schuld nicht alleine trug. Sie war unvorsichtig geworden, als Rah'ün ihr in Agadîr so unvermittelt gegenübergestanden hatte. Sie war sofort bereit gewesen, ihm alles zu vergessen und zu verzeihen. War es denn so verwerflich, sich über das Wiedersehen mit einem alten Freund zu freuen? Und zunächst war er ja noch wie ein Freund gewesen. Er hatte ihr das Gefühl vermittelt, wieder ganz zu sein. Als hätte sein Auftauchen ihr einen Teil ihrer Selbst zurückgegeben, den sie irgendwo in der Vergangenheit verloren hatte.

Jenen Teil von ihr, der sich an die schönen Tage erinnerte, in denen sie gemeinsam über die Insel gestreift und er für sie wie ein Bruder gewesen war. Für einen wunderschönen, aber erschreckend kurzen Moment war sie glücklich gewesen und war es, wenn sie ehrlich war, immer noch, sobald sie daran dachte, dass sich ihre Wege erneut gekreuzt hatten. Sie wünschte sich immer noch, dass es erneut so wie früher werden konnte, dass er wieder zu sich selbst zurück fand. War es denn so verwerflich, dass sie gehofft hatte, es könnte wieder so werden wie früher? Dass sie sich ihren alten Freund zurückwünschte, der sie stützte und ihr gegen den Angriff half, den Parian auf ihr Innerstes verübte.

Stattdessen hatte er sie verraten. Sein Verrat hatte sie tief getroffen und vieles von dem, was sie mühsam wieder aufgebaut hatte, zerstört. Es hatte ihr erneut vor Augen geführt, dass sie niemandem vertrauen durfte. Denn auf Vertrauen folgten Verrat und Enttäuschung. Jede Person, die sie zu nah an sich heran ließ, verriet und verletzte sie. So war es immer gewesen und so würde es ewig bleiben. Natürlich fragte sie sich heute, wie viel von der Bereitschaft ihm zu verzeihen aus ihrer eigenen Intention heraus entstanden war. Wie sehr hatte er sie manipuliert? War er in Agadîr bereits ein Sklave von Ravanna gewesen? Sie würde diese Fragen wohl nie endgültig klären können. Tief in Gedanken versunken schlug sie den Weg zum Amphitheater ein. Nachdenklich ging sie eine der Treppen zwischen den Sitzreihen hinunter. Sie sah viele bekannte Gesichter unter den Zuschauern. Freunde und Arbeiter, Katzen und Menschen. Alle winkten ihr fröhlich zu, lachten sie an und versuchten, sie zu sich zu rufen, damit sie sich neben sie setzte. Sie war eine Persönlichkeit, mit der man sich gerne zeigte. Sie selbst jedoch hielt sich nicht sonderlich vorzeigbar. Lieber wäre sie unter all den Zuschauern eine unscheinbare Person, die jederzeit unbemerkt wieder ihrer eignen Wege gehen konnte, wenn sie das denn wollte. Sie zwang sich zu einem Lächeln und verneinte jedes Angebot. Sie wollte alleine sitzen oder doch zumindest zwischen Menschen oder Katzen, die sie nicht kannten und sie während der Vorstellung in Ruhe ließen. Trotzdem freute sie sich über jede Einladung. So konnte sie sich wenigstens einreden, nicht ganz allein zu sein. Wann hatte sie ihre Freunde zum letzten Mal so fröhlich und gelöst gesehen?

Endlich fand sie einen geeigneten Platz und ließ sich nieder.

Ihr entging nicht, dass sich der Vorhang sachte bewegte. Sie stellte sich vor, wie Shakespeare dahinter stand und ins Theater blickte um zu sehen, wie voll die Plätze schon waren. Langsam nahm die positive Stimmung wieder von Ebô'ney Besitz. Heute war ein Tag der Freude und der Leichtigkeit. Wenn die anderen alle ihre Sorgen für einen Moment vergessen konnten, würde sie es auch können.

„Bist du nervös? Hast du Lampenfieber?“

Karan trat von hinten an Neery heran und legte seine Arme um sie. Sie stand an der Verkleidung des Pavillons und sah durch ein kleines Fenster in der winterfesten Verkleidung hinaus. Neery schüttelte leicht den Kopf und lehnte sich an Karan. Seine Frage war durchaus berechtigt, war heute doch der große Tag. In etwa einer Stunde würden sie zum Amphitheater gehen und dort die große Vorstellung geben, auf die sie nun schon seit etwas mehr als zwei Wochen hinarbeiteten. Sie hatten es Shakespeare einfach nicht abschlagen können und vielleicht war es ja auch eine gute Idee, in diesen schlechten Zeiten für ein bisschen Freude zu sorgen. Besonders nicht, nachdem er sie bereits einmal auf der Bühne gesehen hatte. Shah Rukh und Saif hatten ebenfalls Rollen in dem Stück ergattern können, und Bhoot würde Bruder Lorenzo spielen. Bei ihm hatte

es die größten Schwierigkeiten gegeben, denn er meinte, er gehöre aufs Schlachtfeld und nicht auf die Bühne. Es war Kleopatra gewesen, die ihn letztendlich überreden konnte. Sie und Nemo waren die Ehrengäste an diesem Abend. Doch das war es nicht, was Neery kalte Schauer über den Rücken jagte.

„Es ist der Mond“, sagte sie unvermittelt und Karan sah verwundert den Mond an, der groß und gelb am Himmel stand.

„Was ist damit?“, fragte er.

„Es ist Vollmond“, antwortete Neery und konnte ein Zittern nicht unterdrücken. „Beim letzten vollen Mond sind wir in die Schlacht gezogen.“

Karan drückte sie noch ein wenig fester an sich und legte sein Kinn auf ihren Kopf.

„Hast du Angst vor der nächsten Schlacht?“

Er lockerte seine Umarmung, damit Neery sich zu ihm umdrehen konnte. Sie legte eine Hand auf seine Wange, leicht wie ein Schmetterling verbreitete sie eine leichte Wärme auf seiner Haut.

„Ja, ich habe Angst, denn diesmal wird es anders sein“, sagte sie und sah ihm dabei tief in die Augen. „Bisher habe ich immer nur für mich allein gekämpft. Bis zu einem gewissen Grad war es mir egal, was mit mir auf dem Schlachtfeld geschieht, solange wir nur siegreich sein würden. Doch jetzt gibt es dich. Jetzt weiß ich, dass da jemand ist, der sehr traurig sein wird, wenn ich nicht mehr zurückkommen würde. Ich habe Angst, nicht mehr die Kämpferin zu sein, die in diesem Krieg gebraucht wird, weil ich aus Angst dir weh zu tun vielleicht nicht mehr mit der gleichen Kraft kämpfen werde, wie ich es bisher getan habe.“

„Dann lass uns fliehen“, sagte Karan ernst. „Lass uns irgendwo hingehen, wo man uns nicht findet. Dann musst du nicht kämpfen und wüsstest, dass ich auch in Sicherheit bin. Niemand kann dich zwingen, in die Schlacht zu ziehen. Ich bitte dich, bleib bei mir!“

„Das geht doch nicht! Ich bin die Tochter des Clanführers, ich habe Verpflichtungen...“

„Du hast mich!“, begehrte Karan trotzig auf. „Bedeutet dir das denn gar nichts?“

„Natürlich bedeutet mir das etwas. Ich dachte, das hätte ich gerade zum Ausdruck gebracht. Du bedeutest mir alles! Aber um mich oder um uns geht es hier nicht. Hier geht es um etwas, das größer ist als ich oder auch als wir. Wenn wir diese Schlacht nicht gewinnen, dann wird Atlantis unter gehen. Wir können nicht fliehen, begreifst du das denn nicht? Der Krieg und seine Folgen werden uns überall einholen! Und egal, wie viel Angst ich habe, ich kann mich nicht vor meiner Verantwortung drücken. Wenn ich desertiere, dann...“

„Verzeih“, sagte Karan leise und sah Neery tief in die Augen. „Ich weiß natürlich, dass du dich nicht vor dem Kampf drücken kannst. Aber du verstehst doch, dass ich es wenigstens noch einmal versuchen musste, oder? Ich habe noch nie jemanden so sehr geliebt wie dich und der Gedanke, dass du hinaus in eine Schlacht rarnae ziehen musst, die deinen Tod bedeuten könnte, macht mich wahnsinnig. Ich will nicht, dass du einer Situation ausgesetzt wirst, die dein Leben in Gefahr bringt. Es war ungerecht und egoistisch von mir, dir eine solche Frage zu stellen.“

„Ich kann dich ja verstehen“, gab Neery kleinlaut zu. „Ich hoffe nur, dass du mich ebenfalls ein kleines bisschen verstehen kannst.“

Karan nahm ihre Hand an seiner Wange und führte sie zu seinem Mund. Er küsste sie, ohne dabei den Blick von Neery zu lösen.

„Selbverständlich kann ich dich verstehen und ich weiß, dass deine Angst unbegründet sein wird“, versicherte er ihr zuversichtlich. „Denn ich glaube, dass dich unsere Liebe zu einer besseren Kämpferin machen wird. Denn bis jetzt hast du nur für ein vages Ziel gekämpft. Du wolltest Atlantis retten, vielleicht noch Parian oder Nemo. Doch das alles hat dir nicht so viel bedeutet, wie ich es tue. Wenn du in die nächste Schlacht ziehen wirst, dann kämpfst du nicht

mehr nur für das Wohlergehen von Atlantis, sondern für unsere Zukunft. Denn nur, wenn Atlantis wieder zu dem wird, was es vorher einmal war, haben wir eine Chance glücklich zu werden. Der Gedanke an unsere Zukunft wird dir Kraft geben und dich zu einer besseren Kämpferin machen, als je zuvor. Außerdem hast du ja jetzt auch den Bogen, nicht wahr? Ich habe gesehen, wie du zwischen den Proben damit trainiert hast. Ich muss sagen, ich bin beeindruckt.“

„Ach, das ist doch gar nichts im Vergleich zu den Bogenschützen aus unserem Clan“, winkte Neery bescheiden ab. Es gefiel ihr, wie Karan sie ansah. Gleichzeitig machte es ihr das Herz nur noch schwerer. Ein tiefer Seufzer drang aus ihrer Brust.

„Noch mehr Sorgen, meine schöne Elfe?“, erkundigte sich Karan besorgt. „Bitte sprich mit mir. Ich bin nur ein dummer Mensch ohne jegliche magische Begabung wie Telepathie oder ähnliches.“

„Hast du dich gerade als einen dummen Menschen bezeichnet?“ Neerys violette Augen funkelten gefährlich.

Karan zuckte mit den Schultern. „Ist das denn so verkehrt, wenn man von lauter magischen Wesen umgeben ist?“

„Und ob das verkehrt ist!“, fauchte Neery wütend. „Du bist nicht dumm! Du bist nach Parian der erste, der mich je wirklich verstanden hat. Und selbst Parian weiß nicht alles von mir, was du weißt. Niemand, der so ein kompliziertes Wesen wie mich versteht, kann dumm sein. Und was deine magischen Fähigkeiten betrifft. Sieh dich doch mal um!“ Neery drehte sich mit weit geöffneten Armen einmal um die eigene Achse. „Es gab bis jetzt nur sehr wenige wirklich gute Schneider auf Atlantis und noch nie, ich schwöre wirklich noch nie war einer so genial gewesen wie du. Und alle waren in der Lage Magie anzuwenden oder so magische Stoffe herzustellen wie der, aus dem mein Kleid gefertigt worden ist. Du bist ein Genie! Also behaupte gefälligst nie mehr, dass du dumm wärst. Oder ich werde sehr, sehr wütend. Und zwar so wütend, wie du mich noch nie erlebt hast!“

Karan lächelte sein scheuestes Lächeln als Entschuldigung. „Verzeih. Ich wollte nicht von deinen Sorgen ablenken. Magst du sie mir trotzdem anvertrauen?“

Neery kuschelte sich in Karans Arme und genoss die Vertrautheit und Geborgenheit, die er ausstrahlte.

„Ich fürchte mich davor, meine Freunde sterben zu sehen“, gestand Neery leise. „Eigentlich fürchte ich mich vor allem, was mit der Schlacht zusammenhängt. Aber am meisten habe ich Angst davor, jemanden zu verlieren, den ich kenne. Seit ich hier bin, habe ich so viele Freunde gewonnen. Und beinahe jeder könnte nach der nächsten Schlacht nicht mehr unter uns weilen. Und ich kann mich noch nicht mal mit dem Gedanken trösten, dass vielleicht doch noch alles gut wird. Denn die nächste Schlacht wird kommen und sie wird vermutlich noch grausamer und tödlicher sein, als die beiden, die wir bisher geschlagen haben.“

Neery presste ihr Gesicht fest an Karans Schulter. Sie zitterte unkontrolliert und Karan vermutete, dass sie weinte. Da er wusste, wie sehr sie es hasste, wenn sie weinte, ließ er sich nicht anmerken, dass er es bemerkt hatte und hielt sie einfach nur fest. Nach einer Weile löste sie sich aus der Umarmung. Stumm reichte er ihr ein spitzenbesetztes Taschentuch, das sie dankbar annahm.

„Ich muss schrecklich aussehen“, murmelte sie leise.

„Du siehst genauso schön aus, wie immer.“

„Schmeichler“, schimpfte Neery gespielt böse. „Du denkst doch jetzt nicht, dass ich ein Feigling bin, oder?“

„Warum sollte ich?“, fragte Karan ernsthaft überrascht.

„Weil ich vor allem Angst habe“, gab sie kleinlaut zurück.

„Ach Neery, mein Engel“, seufzte Karan und zog sie wieder näher an sich heran. „Jeder in deiner Situation hätte Angst. Es zeugt von besonderem Mut und Stärke, diese Angst auch zuzugeben. Und dafür liebe ich dich nur noch mehr. Du bist eine tolle Kämpferin. Wenn es soweit ist, wirst du genau das tun, was nötig ist. Du wirst Atlantis verteidigen, deinen Freunden helfen und das ein oder andere Leben retten. Und weil wir gerade beim Thema sind, vielleicht ist jetzt genau der richtige Zeitpunkt, es dir zu geben.“

„Mir was zu geben?“

Karan lächelte geheimnisvoll und löste sich von Neery. Mit wenigen Schritten war er an seinem Bett und zog eine flache Holzkiste darunter hervor, die in etwa so lang sein mochte wie Neery. Sie half ihm, die Kiste auf sein Bett zu legen.

„Mach sie auf“, forderte Karan Neery auf. „Mach sie auf und schau hinein.“

Neugierig hob sie den Deckel an. Ihr entfuhr ein Laut der Überraschung, als sie den Inhalt sah. Vor ihr lag eine Rüstung aus sich überlappenden Lederschuppen, die die Farbe von der Erde des Schlachtfeldes hatten. Sie sah sofort, dass die Rüstung ihre Größe haben musste. Vorsichtig hob sie den Brustpanzer heraus und betrachtete ihn. Die Schuppen waren weich und beweglich und doch erstaunlich hart und widerstandsfähig. Als sie den erstaunlich leichten Brustpanzer wieder in die Kiste legen wollte, um sich die Beinpanzerung näher anzusehen, entdeckte sie ein langes Kettenhemd.

„Woher hast du das?“, fragte sie leise.

„Weißt du, es gibt genau drei Sorten von Beschenkten. Die einen nehmen alles, egal ob sie es gebrauchen können, hauptsächlich, es ist ein Geschenk. Die nächsten sagen danke schön und freuen sich. Und die letzten, nun denen ist es unangenehm, einfach so ein Geschenk anzunehmen. Sie möchten eine Gegenleistung erbringen. Zu dieser Sorte gehören der Schmied und eine Familie der Gerber, denen ich Kleidung genäht habe. Sie haben viele Kinder, die entsetzlich unter der Kälte gelitten haben, was sie jetzt natürlich nicht mehr tun. Da war dieser wunderbare Wollstoff, warm und robust, genau richtig für Kinderbekleidung. Sie haben mich nach einem Gegengeschenk gefragt, und ich bat sie um eine Rüstung für dich. Ich glaube nicht, dass sie einen Armbrustbolzen abhalten kann, aber einen Pfeil sollte sie soweit ablenken, dass er keinen allzu großen Schaden mehr anrichten kann und einen Schwerthieb solltest du kaum noch spüren. Besonders, wenn du das noch darunter tragen wirst.“ Karan nahm eine wattierte Jacke von einer Schneiderpuppe, die mit Steppnähten im Karomuster verziert war. „Dieses Kleidungsstück nennt man Gambeson“, erklärte er. „Man trägt es unter dem Kettenhemd als Schutz gegen Schnittwunden. Manche sagen, dass es die Wucht eines Schlages abmildern kann, aber dazu kann ich leider nichts sagen. Ich habe es aus dem robustesten Leinen genäht, dass ich finden konnte.“

Neery schlüpfte in Gambeson, Kettenhemd und Brustpanzer und testete deren Beweglichkeit.

„Es ist perfekt!“, sagte sie. „Ich wollte nie mit einer Rüstung kämpfen, weil sie mich immer behindert hat, aber diese ist absolut perfekt. Aber das muss sie ja sein, weil sie von dir kommt. Deine Sachen passen immer perfekt.“

„Man hat mir versichert, dass es sich um ein besonderes Leder handelt, das leicht und hart zugleich ist. Der Name war glaube ich E'lea'chè. Ich habe es in dem Fundus aus der Stadt gefunden. Es wird dich beschützen, wenn ich dich nicht mehr beschützen kann.“

Hastig schlüpfte sie wieder aus der Rüstung und legte sie zurück in die Kiste. Sie wollte sich gerade bei Karan mit einem langen Kuss bedanken, als jemand von außen an die Holzverkleidung klopfte, die den Pavillon winterfest machte.

„Hey, ihr Turteltauben, wenn ihr nicht zu spät kommen wollt, dann solltet ihr euch jetzt auf den Weg machen!“

„Danke, Saif“, rief Karan leicht genervt. Er hätte sich gerne küssen lassen. „Wir kommen!“

Billî ging durch die Zeltstadt am Rande seines Dorfes und genoss die Ausgelassenheit um sich herum. Nur zu gern ließ er sich von der fröhlichen Stimmung um ihn herum anstecken. Er wollte doch nur einen Abend lang glücklich sein und all die schrecklichen Dinge vergessen, die am Rande seines Bewusstseins lauerten. Bloß nicht an den Krieg denken, an die letzte Schlacht, die wie eine Gewitterwolke drohend und dunkel am Horizont stand. Und auch nicht an die ungemütliche Stimmung Zuhause. Denn dort saß er mal wieder zwischen allen Stühlen. Die Enthüllungen von Bael'anis hatten seine heile Familie vergiftet. Er schien der einzige zu sein, der beide Seiten verstehen konnte und ständig mahnte, die Sache nicht zu einseitig zu sehen. Doch statt auf ihn zu hören und sich am Riemen zu reißen, gab ihm jeder die Schuld auf der Seite des anderen zu stehen und ihn nicht zu verstehen oder, noch schlimmer, ihn nicht verstehen zu wollen. Dabei sehnte Billî sich doch nur nach ein bisschen Frieden! Er war Diplomat, verdammt noch mal! Er kämpfte mit Worten und nicht mit Waffen und er liebte seine Brüder viel zu sehr, um sie so leiden zu sehen.

Diplomat. Jemand der geschickt zu verhandeln versteht. Jemand, der mit hundert Worten verschweigt, was er mit einem Wort sagen könnte. Das war bis vor wenigen Wochen seine Aufgabe gewesen. Doch was wurde jetzt von ihm erwartet? Was war seine Rolle in dem ganzen Chaos? Vermutlich würde er wieder kämpfen müssen. Mit Waffen, nicht mit Worten. Hatten Worte in Zeiten wie diesen überhaupt noch einen Wert? Besaß ein Diplomat noch irgendeinen Wert? Als Diplomat hatte er immer darauf geachtet, dass er die Kontrolle in einer Verhandlung behielt. Er war gut darin, die Kontrolle zu behalten. Zumindest hatte er das bis vor kurzem immer geglaubt. Dann begann der Krieg und je länger er dauerte, um so schneller schien ihm alles zu entgleiten. Es war so schon schwer gewesen, und dann kam noch die Geschichte mit Bhoot hinzu, machte alles noch viel schlimmer.

Billî dachte an das, was Bael'anis über Bhoot ans Licht gebracht hatte und er war sich immer noch nicht sicher, ob er Bhoot einen Vorwurf für sein Verhalten machen konnte. Vielleicht vor dem Krieg. Doch wenn er sich vorstellte, dass jemand seine Familie bedrohen würde... er war sich sicher, dass er sich nicht lange mit Worten aufhielt sondern sofort handelte. Oder würde er doch versuchen, den Angreifer mit Worten zur Aufgabe zu bewegen? Was hätte er mit Bael'anis gemacht, wäre er ihm nach seiner Flucht in die Hände gefallen? Es gab viele Unsicherheiten, seit der Krieg begonnen hatte. Katzen veränderten sich. Wie sehr hatte er sich bereits verändert? Auf der anderen Seite konnte er aber auch Nath's Ablehnung verstehen. Ob es ihm leichter fiel, Bhoot zu verstehen, weil er älter war als Nath und Booth noch aus der Zeit kannte, wo er wild und ungezähmt gewesen war? Nath kannte nur den ruhigen Bhoot, der sich für sein Handeln schämte, wie Billî jetzt wusste. Er hasste es, wenn in seiner Umgebung Chaos und Disharmonie herrschten. Sobald dieser schreckliche Krieg vorbei war und er wieder seinen Platz als Diplomat einnehmen konnte, würde er die Kontrolle wieder übernehmen, das Chaos lichten und mit vielen Worten dafür sorgen, dass seine Familie wieder zusammen fand.

Billî rief sich selbst zur Ordnung. Heute Abend waren solche Gedanken verboten! Heute würde er ins Theater gehen und einfach nur Spaß haben, wie all die anderen. Das Theaterstück war eine großartige Idee gewesen. Er fragte sich, wer William nach all den Jahrhunderten endlich dazu

überreden konnte, eines seiner Stücke aufzuführen und den Streit mit Agatha zu beenden. Der Gedanke an den ewigen Streit der beiden ließ ihn schmunzeln. Wer oder was auch immer diesen Streit beendet hatte, er würde ihm auf ewig dankbar sein. Das Theaterstück war das erste und einzige, das etwas Licht in das Dunkel des Krieges brachte. Nichts trübte die unschuldige Freude, die um ihn herum herrschte, also wollte er sie auch nicht trüben. Er würde in der Unschuld dieses Abends baden, wie in einer Wanne mit warmen Sand. Heute Abend gab es nichts, woran man verzweifeln oder zerbrechen konnte, nichts, was Kummer oder Leid brachte. Heute war heute. Und morgen... nun morgen würde er sich dann wieder mit seinen Problemen befassen. Sie würden schließlich nicht weglaufen, was er sehr bedauerte. Aber morgen war morgen.

Ein kleines Mädchen lief quer über den Weg, stolperte und fiel zu Boden. Im Bruchteil einer Sekunde fing es lauthals an zu weinen. Billî kniete sich neben das Mädchen und half ihm hoch. Es hatte sich ein Knie aufgeschlagen.

„Das tut weh, nicht wahr?“, fragte er und das Mädchen nickte ernst. Es hatte aufgehört zu schreien und die Tränen liefen langsamer über seine Wangen. Es zog einen Ärmel über die Hand und wischte sich die Nase damit ab.

„Dabei ist es eigentlich gar nicht so schlimm“, für Billî in seiner samtigsten Stimme fort. „Schau, ich brauche nur mit meiner Pfote über deine Knie zu streicheln und schon hört es auf weh zu tun.“

Das Mädchen zog geräuschvoll die Nase hoch und sah verwundert auf seine Knie.

„Mein Papa sagt, Katzen sind böse“, sagte es, unterbrochen von ein paar Schluchzern. „Aber meine Mama sagt, Katzen sind lieb.“

„Und was glaubst du?“, fragte Billî freundlich.

Das kleine Mädchen legte den Kopf schief, wodurch die weizenblonden Haare etwas zur Seite rutschten und den Blick auf spitze Ohren freigaben. Anstatt ihm zu antworten machte es einen schnellen Schritt auf ihn zu und umarmte ihn. Schnell wie ein Blitz war sie einen Augenblick später in der Menge verschwunden.

„Du bist ja ein richtiger Herzensbrecher“, sagte eine Stimme hinter ihm. Der Sprecher stellte sich an seine Seite und reichte ihm eine Hand, an der Billî sich hochzog.

„Anscheinend gibt es immer noch Elfen, die an dem alten Streit festhalten, Saif.“

„Vorurteile, die Jahrtausende lang Zeit hatten zu wachsen können nicht in wenigen Wochen abgelegt werden. Du musst ihnen Zeit geben. Die junge Dame wird jedenfalls demnächst eine höhere Meinung von Katzen haben. Und vielleicht träumt sie demnächst von einem blaugrauen Helden, der sie retten wird.“

„Blau silber“, warf Billî leicht pikiert ein. „Mein Fell ist blau silber.“

Saif verbeugte sich so tief, dass sein Bauch beinahe seine Beine berührte. „Verzeiht, großer weiser Kater, dass ich so farbenblind war.“

Billî verzog die Schnauze zu einem Lächeln und seine Schnurrhaare zitterten leicht. „Schon vergeben. Müsstest du nicht schon längst am Theater sein?“

„Ich bin ja auf dem Weg dorthin. Ich habe gerade unseren Turteltauben bescheid gesagt, dass sie sich auch langsam auf den Weg machen müssen.“

Billî sah in die Richtung, wo der Pavillon lag, dann in die Richtung des Theaters.

„Ähm... und was machst du dann hier? Das liegt jedenfalls nicht auf deinem Weg.“

„Ich hatte noch etwas zu erledigen. Karan hat einen Schneider hier in der Zeltstadt beauftragt, einige Kleider für das Stück umzuändern. Ich habe dem Schneider gesagt, dass er sie jetzt zum Theater bringen soll. Ich wäre auch schon längst auf meinem Weg, wenn ich nicht über diesen

blau silbernen Kater gestolpert wäre, der mit einer kleinen Geste den Frieden zwischen Katzen und Elfen weiter gefestigt hat. Aber jetzt muss ich auch los. Mach es gut, Katerchen und viel Spaß bei der Aufführung!“

Billî wollte Saif noch sagen, dass sie ja zusammen zum Amphitheater gehen könnten, doch der Freund war schon zu weit weg. Er mochte es, wenn die Inder ihn Katerchen nannten. Es klang so vertraut. Das tat gut, in Zeiten wie jenen, an die er nicht denken wollte. Er schlug den Weg zum Theater ein und sah nicht mehr zurück.

Mahi lief nervös auf und ab. Sie trug bereits ihr Kostüm, denn sie hatte eine kleine Statistenrolle in dem Stück übernommen. Lediglich die Venezianische Maske hatte sie noch nicht aufgesetzt. Ihre schlimmsten Befürchtungen waren wahr geworden. Die Gerüchte, dass Kleopatra und Nemo dem Stück beiwohnen wollten, hatten sich bestätigt. Zum vielleicht hundertsten Mal ging sie zum Vorhang und spähte hindurch. Es war soweit, Nemo kam den Gang zwischen den Sitzreihen herunter, eine hinreißende Kleo an seinem Arm, und lächelte huldvoll ins Publikum. Man hatte ihn schon lange nicht mehr in der Öffentlichkeit gesehen und alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Das gemeine Volk mochte sich täuschen lassen. Auf den ersten Blick sah Nemo gut aus. Die Haut hatte die kränkliche Blässe und das unnatürliche Grau verloren. Gut, er mochte etwas älter wirken und das Haar war schütter geworden, was er geschickt unter einem Turban zu verbergen suchte, doch er ging aufrecht, musste sich nicht stützen lassen und wirkte trotz allem jugendlich frisch. Doch Mahi sah mehr als das gemeine Volk. Mahi sah hinter die Maske, die Nemo aufgelegt hatte. Sie wusste, dass er die Phiole gelehrt hatte, von der Mahi glaubte, sie hätte ihn retten können. Stattdessen würde er morgen fürchterlich für diesen Ausflug büßen müssen. An diesem Abend verbrauchte er die Energie von einem ganzen Monat. Energie, die ihm später fehlen würde. Mahi hoffte inständig, dass ihn dieser Ausflug nicht umbringen würde. Sie bewunderte Kleopatra dafür, dass sie scheinbar gelöst war und so hinreißend Lächeln konnte. Das Volk glaubte die Scharade. Es schien, als könne nur Mahi den Schmerz hinter dem Lächeln ihrer Freundin sehen. Sie wusste, dass es wichtig war, dass dieser Abend stattfand und dass Nemo das Theater besuchte. Das Volk musste sehen um zu glauben, um Hoffnung zu schöpfen in diesen dunklen Zeiten. Und die beiden gaben ihm etwas zu sehen.

Das Schlimmste war, dass Mahi Nemo verstehen konnte. Sie verstand, warum er die Medizin trotz aller Nebenwirkungen genommen hatte. Sie stellte sich vor, wie es sein musste, die Liebe seines Lebens, die man schon fast aufgegeben hatte, nach so langer Zeit endlich zu gewinnen, nur um sie kurz darauf an die eigene Unpässlichkeit zu verlieren. Mahi wusste, dass Unpässlichkeit die größte Untertreibung war, die je auf Atlantis benutzt worden war. Aber es war das einzige, was sie denken konnte ohne gleich in Tränen auszubrechen. Sie gönnte Nemo und Kleopatra einen Abend ohne Sorgen, Ängste und Schmerzen von ganzem Herzen. Sie hoffte inständig, dass er heute Abend wirklich für ein paar Stunden glücklich sein konnte und dass es das böse Erwachen am nächsten Morgen wert war.

Shakespeare kam aufgeregt auf sie zu und bat sie, ihren Platz einzunehmen. Sie ging hinter die Bühne und wartete. Sie hatte ihren Auftritt erst in der vierten Szene des ersten Aufzugs, auf dem Maskenball, wo sich Romeo und Julia zum ersten Mal begegneten. Sobald ihr Auftritt vorbei war, würde sie das enge Kleid ausziehen und zu Nemo gehen. Vielleicht konnte sie ihm ja unauffällig helfen.

Während sie auf ihren Auftritt wartete, zupfte sie nervös an dem engen Mieder. Sie hasste enge

Kleidung. Parian hatte sie lange überreden müssen, bis sie sich bereit erklärt hatte in dieses Kostüm zu schlüpfen. Es sah zwar prächtig aus, Samt, mit Gold durchwirkter Brokat, aber es war schrecklich unpraktisch. Zu dem engen Mieder gehörten noch weite, bauschige Ärmel und ein Überkleid, das wie ein Mantel geöffnet war und den Blick auf die seidenen Untergewänder preisgab. Sie hatte lange üben müssen, bis sie in der Lage gewesen war, sich aufrecht und elegant in diesem Kleid zu bewegen. Wäre alles, was mit dem Theaterstück zu tun hatte, nicht so schrecklich neu und aufregend gewesen, sie hätte wohl abgesagt. Aber kaum stand sie zum ersten Mal auf der Bühne, hatte sie ein Fieber gepackt, dass sie sich nicht erklären konnte. Soniye, die große, stets vernünftige Schwester, hatte sie ermutigt, die Rolle anzunehmen, auch wenn sie noch so winzig war. Sie hatte etwas gesagt wie: „Schön, dich wieder lachen zu sehen“ und: „Endlich benimmst du dich wieder so, wie sich eine junge Katze benehmen sollte.“ Es war Mahis Idee gewesen, dass sie ebenfalls eine Statistenrolle übernehmen sollte. Shakespeare war darüber so erfreut gewesen, dass Mahi glaubte, er müsse jeden Moment einen Herzinfarkt bekommen. Shakespeare war entzückt bei dem Gedanken, dass er gleich zwei elegante, goldene Katzen in sein Bühnenbild einbauen konnte. (:D)

Mahi atmete ein paar mal tief durch. Je näher ihr Auftritt kam, desto nervöser wurde sie. Eine Pfote schob sich in ihre und die Nervosität verringerte sich ein bisschen. Es war wie immer. Mit der großen Schwester an ihrer Seite wurde alles leichter. Stoff raschelte, als sie ihren Kopf an Soniyes Schulter lehnte. Es fühlte sich merkwürdig an, steifen Brokat unter ihrer Wange zu spüren. Selbstverständlich trug Soniye das gleiche Kleid wie sie. Lediglich die Farbe war auf ihr Fell abgestimmt worden. Shakespeare war der minimale Farbunterschied sofort aufgefallen. Jemand klatschte drei mal laut in die Hände. Sofort erstarb das konstante Gemurmel um sie herum. Pergamente wurden knisternd zusammengesoben und hastig zur Seite gelegt. Wer jetzt seinen Text nicht konnte, würde ihn nicht mehr lernen.

Erneut erklang das Klatschen, diesmal jedoch nur zwei mal. Alle stellten sich in der Reihenfolge ihrer Auftritte auf, so wie sie es zwei Wochen lang geprobt hatten.

Ein einzelnes Klatschen steigerte das Lampenfieber ins unermessliche. In wenigen Augenblicken würde sich der Vorhang öffnen.

Parian hatte mit einem Donnerwetter gerechnet, als er Shakespeare sagte, dass er seine Rolle nicht würde spielen können. Doch der cholerische Künstler hörte nur ruhig zu und nickte verständnisvoll. Parians Rolle war nicht groß gewesen, eigentlich hatte er nur hinter einer Maske verborgen den Maskenball beleben sollen. Und seine Erklärung, warum er nicht auftreten konnte, überzeugte selbst den sensiblen Dramaturgen.

Auf dem Weg ins Publikum begegnete er Neery und Karan. Er hatte seine beste Freundin in den letzten zwei Wochen kaum gesehen, zu sehr war sie mit dem Theaterstück und Karan beschäftigt gewesen. Ingeheim war Parian ein bisschen froh darüber, weil er sich nicht sicher war, ob sich etwas zwischen Neery und ihm verändert hatte.

„Du gehst von der Bühne fort?“, fragte Neery erstaunt.

„Nemo ist im Publikum“, erklärte Parian knapp und wusste, dass Neery ihn verstand.

„Ist es der Mond?“, fragte sie leise. Sie benötigte keine Antwort um zu wissen, dass der Mond Parian genauso unbehaglich war, wie ihr.

„Hals und Beinbruch“, sagte Parian und wollte gehen, doch Neery fiel ihm um den Hals.

„Das ist keine gute Idee“, sagte er und löste ihre Hände von seinem Nacken. „Du hast jetzt einen

Freund, der könnte eifersüchtig werden“, scherzte er unbeholfen.

„Wird er aber nicht“, versicherte Karan. Es klang, als würde er es tatsächlich so meinen. „Ich weiß nämlich vier Dinge sehr genau. Erstens, dass ihr euch praktisch seit eurer Geburt kennt. Zweitens, dass ihr sehr gute Freunde seid. Und drittens dass Neery mich liebt, sowie viertens, dass wir ebenfalls befreundet sind. Warum sollte ich also eifersüchtig werden?“

Parians Erwiderung wurde von Karans Vater verhindert, der Hände ringend seine Hauptdarsteller suchte. Ein letzter Gruß, ein Winken, dann waren sie im kreativen Chaos hinter der Bühne verschwunden. Parian setzte seinen Weg ins Publikum fort. Ruhig ließ er seinen Blick schweifen. Dabei war er gar nicht ruhig. Nemos Anwesenheit machte ihn nervös. Zumindest redete er sich das ein. In Wirklichkeit versuchte er seinem Onkel und seiner Tante aus dem Weg zu gehen. Es war so ein schöner Abend, er wollte ihn nicht durch eine unangenehme Begegnung zerstören. Gleichzeitig suchte er Ebô'ney. Ob sie jemals etwas so Banales zusammen tun könnten, wie ein Theaterstück gemeinsam anzusehen?

Er dachte zurück an die Proben, die er einmal besucht hatte. Eigentlich hatte er Neery sprechen wollen, doch sie war zu sehr mit ihrer Rolle beschäftigt gewesen. Sie probten gerade die Szene unter dem Balkon. Er hatte sich vorgestellt, wie es wohl wäre, wenn er Romeo und Ebô'ney Julia spielen würde. Er hätte ihr seine Liebe gestehen können und sie küssen dürfen. Und sie hätte nichts dagegen tun können. Sie hätte gedacht, er würde nur spielen und wahrscheinlich gar nicht gemerkt, dass er es ernst meinte.

Es fiel ihm immer schwerer in Ebô'neys Nähe zu sein und ruhig zu bleiben. Aber wenigstens konnte er in der Nähe seiner Liebe sein. Wie mochte es Said ergehen? Es war unmöglich, sich vorzustellen, dass es jemals eine Zeit ohne Ebô'ney für ihn geben könnte. Und sie waren noch nicht einmal ein Paar gewesen. Said und Shirin hingegen waren ein verheiratet gewesen und Said hatte seine Frau wahrhaftig geliebt. Ob Said sich das Stück ansehen würde? So kurz nach dem Tod seiner geliebten Frau?

Parian hatte den Zuschauerraum beinahe durchquert, als er einen großen Mann im Schatten unter der Loge stehen sah, auf der Nemo und Kleopatra saßen. Parian spannte seine Muskeln an, zum Sprung bereit, da bewegte sich der Mann und ein Lichtstrahl fiel auf sein Gesicht. Parian atmete erleichtert auf. Es war Said. Er überlegte kurz, ob er ihn ansprechen sollte, entschied sich aber dagegen. Said sah so aus, als wollte er alleine bleiben. Parian nickte ihm zu, unsicher, ob Said ihn bemerkte. Wenn er ihn jedoch bemerkt hatte, würde er in dieser Geste vielleicht erkennen, dass Parian sein Freund ist und für ihn da sein würde, wenn er ihn brauchte.

Der Halbfelf ging die steilen Treppen des vollbesetzten Amphitheaters etwa bis zur Hälfte hinauf und erreichte die Loge von Nemo und Kleopatra. Ein Mitglied der Palastwache stand eine Reihe unterhalb der Loge auf der Treppe und wollte ihn aufhalten, winkte ihm jedoch mit einem knappen Gruß durch, als er ihn erkannte. Für einen kurzen Moment hatte Parian befürchtet, man würde ihn nicht zu Nemo durchlassen. War es doch gerade mal zwei Wochen her, dass man ihn noch für Nemos Mörder gehalten hatte. Aber offensichtlich waren diese Bedenken endgültig zerstreut worden.

Er begrüßte Nemo und Kleopatra mit dem Respekt, der ihnen in der Öffentlichkeit gebührte und stellte sich hinter ihnen zwischen die beiden Wachen. Täuschte er sich, oder schienen sie erleichtert über seine Ankunft?

Der Vorhang öffnete sich.

Das Gemurmel der Zuschauer verstummte allmählich.

Das Stück begann.

Naveen, der sich sehr gegen seine Rolle gesträubt hatte, sagte den Prolog auf. Er machte seine

Sache sehr gut und ertete tosenden Applaus. Parian war vom ersten Augenblick an von dem Stück gefesselt. Die Verwicklungen zwischen Romeo und Julia gingen ihm zu Herzen. Gab es denn keine Liebesgeschichte, die ohne diese ganzen Umwege und Hindernisse auskam? Wie einfach wäre sein Leben, würde Ebô'ney endlich ihre Kratzbürstigkeit ablegen und ihn endlich als den erkennen, der er wirklich war? Parian war sich sicher, dass Shakespeare an ihrer Liebe seine helle Freude gehabt hätte. Wie es sich wohl anfühlte, ein Stück zu besuchen, das von der eigenen Liebesgeschichte erzählt?

Das Stück nahm seinen Lauf und endlich war auch Mahi an der Reihe. Kaum war sie richtig auf der Bühne, schien sie diese auch schon wieder verlassen zu müssen. Fast schien sie ein wenig traurig darüber, aber eigentlich auch froh, wollte sie doch so schnell wie möglich zu Nemo. Billi, der einige Reihen von Parian entfernt saß, gefiel das Stück und er bedauerte ein wenig, dass Soniye nicht an seiner Seite war, sondern neben Mahi auf der Bühne stand. Der Anblick seiner Katze in der seltsamen Mode aus Shakespears Zeiten gefiel ihm dann aber doch so sehr, dass es ihm fast nichts ausmachte. Doch je näher das Stück sich dem Ende näherte, desto wehmütiger wurde er.

Mahi beendete ihren kleinen Auftritt und stand kurz darauf neben Parian. Diesmal war er es, der Dankbarkeit empfand. Er traute Nemos neugewonnener Stärke nicht und war froh, im Notfall Hilfe zu haben. Er lächelte Mahi zu, die sich noch nicht einmal die Zeit genommen hatte, aus dem unbequemen Kostüm zu schlüpfen. Sie lächelte zurück und schien seine Anwesenheit ebenfalls als beruhigend zu empfinden. Sie stellte sich so hin, dass sie im Notfall Parian und Nemo an den Händen fassen konnte, was es dem Halbelfen erleichtern würde, mit beiden in den Kristallpalast zu teleportieren.

Im dritten Aufzug hatten Saif und Shah Rukh ihren großen Auftritt als Mercutio und Tybald. Die Fechtsszenen waren vortrefflich choreographiert und das Publikum tobte. Da die meisten das Stück nicht kannten, traf sie Mercutios Tod völlig unvorbereitet. Ein kollektiver Schrei des Entsetzens ging durch das Publikum, ob des feigen und heimtückischen Anschlags von Tybald. Sie waren nicht minder geschockt, als kurz darauf Tybald ebenfalls starb.

Obwohl Parian wusste, dass alles nur Theater war, musste er heftig schlucken. Shah Rukh war in Parians Augen ein viel zu guter Schauspieler, denn er starb für seinen Geschmack entschieden zu echt. Neben dem Mond, der groß und voll über dem Theater stand und ein unheimliches rotes Licht abgab, war sein Tod auf der Bühne ein weiteres schlechtes Omen. Unbehagen breitete sich in Parian aus und dunkle Vorahnungen schmälerten seinen Genuss des Stückes.

Shakespeare, der das Publikum genau im Auge behielt, war entzückt. Genau so hatte er sich die Reaktion des Publikums vorgestellt, als er diese Szene geschrieben hatte. Er hatte in London das Stück oft aufgeführt und dabei im Publikum gesessen. Aber noch nie hatte er ein Publikum gehabt, das so perfekt seiner dramaturgischen Führung gefolgt war. Es ärgerte ihn, dass er so unendlich viel Zeit damit verbracht hatte mit Agatha zu streiten. Warum haben sie nicht einfach das Publikum entscheiden lassen? Es wäre so viel einfacher gewesen. Warum erkannte man die wichtigen Dinge immer erst dann, wenn man keine Zeit mehr hatte?

Auf der Bühne nahm Julia den Trunk, der sie schlafen und wie tot erscheinen ließ, und legte sich in die Gruft. *Noch ein Toter*, dachte Parian und verstand nicht, wie man in Zeiten wie diesen ein Stück aufführen konnte, das so viele Tote enthielt.

Romeo erhielt Kunde von dem Tod seiner Geliebten und besorgte sich ein starkes Gift. Der Brief, der ihn darüber aufklären sollte, dass Julia in Wahrheit nur schlief, erreichte ihn nicht. Gramgebeugt betrat er die Gruft, in der auch Tybald lag, stumm und still, als wäre er wirklich tot. Parian schloss die Augen und versuchte die unbestimmte Angst in sich zu bekämpfen. *Shah*

Rukh ist nicht tot, sagte er sich wieder und immer wieder. *Sobald der Vorhang fällt, wir der aufstehen und von der Bühne gehen. Er ist nicht tot und wird auch nicht sterben!*
Aber es half nichts. Eine dunkle Ahnung blieb.

„Wie oft ist es schon begegnet, dass Sterbende kurz vor ihrem letzten Augenblick noch aufgeräumt gewesen sind“, begann Romeo seinen Schlußmonolog. „O gönne mir noch einen solchen Augenblick! Meine Geliebte, mein Weib, der Tod, der den Honig deines Atems aufgesogen, hat noch keine Gewalt über deine Schönheit gehabt; du bist nicht besiegt; noch schwebt die purpurne Fahne der Schönheit auf deinen Lippen und Wangen, und die blasse Flagge des Todes ist hier noch nicht aufgesteckt“, deklamierte Karan seinen Monolog.

„Tybalt, liegst du hier in deinem blutigen Leichen-Tuch? O was kann ich mehr tun, wie kann ich dich besser rächen, als eben diese Hand, die dein jugendliches Leben geendigt hat, gegen deinen Mörder zu gebrauchen? Vergib mir, teurer Vetter!“

Karan beugte sich zu Tybalt hinab, nahm seine Hand und drückte sie gegen seinen Mund. Mit einer unendlich traurigen Geste wandte er sich an Julia. Er fiel auf seine Knie und barg sein Gesicht in den Falten ihres Kleides. Ein Zittern lief durch seinen Körper, als würde er dagegen ankämpfen nicht zu weinen. Er straffte seine Schultern und hob den Kopf.

„Ach! liebste Julia, warum bist du noch so schön? Soll ich glauben, der unwesentliche Tod sei in dich verliebt worden, und das dürre scheußliche Ungeheuer unterhalte dich hier im Dunkeln, um seine Liebste zu sein? Aus Furcht es möchte so sein, will ich immer bei dir bleiben, und von diesem Augenblick diesen Palast der düstern Nacht nimmermehr verlassen; hier, hier will ich bleiben, bei den Würmern, die deine Kammer-Mädchen sind; hier will ich eine immer währende Ruhe finden, wenn ich das tyrannische Joch erboßter Sterne von diesem Lebens-überdrüssigen Fleisch abgeschüttelt habe Mein Auge, sieh' sie zum letzten mal an; umfanget sie zum letzten mal, meine Arme, und ihr, siegelt, o meine Lippen, mit dem letzten Kuss dem wuchernden Tod eine Verschreibung, die nie wieder abgelöst werden kann.“

Mit jedem Wort war Karans Stimme lauter, eindringlicher und flehender geworden. Er machte eine kleine Kunstpause und nestelte an einer Falte in seinem Gewand. Mit zitternder Hand hielt er eine Phiole aus Kristall in die Höhe, die das Licht von tausend Kerzen in allen Regenbogenfarben zurückwarf.

„Dies, meine Liebe, trink ich dir zu!“

Langsam senkte er den Arm und hielt kurz inne, als wollte er Julia zuprosten. Das Zittern aus seiner Hand verschwand. Romeo war sich sicher, was er zu tun hatte. Entschlossen öffnete er die Phiole.

„O ehrlicher Apotheker“, er trank das Gift aus, „Deine Tränke wirken gut. Noch diesen Kuß.“
Karan beugte sich über Neery, als plötzlich ein unnatürliches Rauschen die Luft erfüllte. Er hielt in der Bewegung inne. Die Elfe unter ihm öffnete leicht die Augen und runzelte verwirrt die Stirn. „Was ist los? Du mußt mich küssen...“, flüsterte sie, verstummte jedoch, als sie an Karans Gesichtsausdruck sah, dass er keineswegs vergessen hatte, was er tun sollte.

Instinktiv sah Parian zum Himmel. Eine dunkle Wolke näherte sich rasch vom Schlachtfeld her und verdunkelte den Mond. Parian mußte nicht ins Publikum sehen, um zu merken, wie sehr sich die Stimmung verändert hatte. Das Murmeln, Schluchzen und die gelegentlichen Bravorufe verstummten schlagartig. Ein paar Herzschräge lang herrschte im Publikum absolute Ruhe. Nur das Rauschen der Flügel war zu hören, unterbrochen von einem unheimlichen Krächzen. Karan sah der Wolke entgegen. Sie schien auf ihn zu zukommen. Teile der Wolke lösten sich und stießen wieder und wieder zu Boden. Karan erkannte, dass es sich um einen großen Schwarm Raben handelte. Angst kroch kalt in seine Knochen, als ihm einfiel, wer auf Atlantis den Raben

als Symbol benutzte.

Neery hatte die Veränderung ebenfalls bemerkt. Sie blickte vorsichtig zum Himmel, musste durch das helle Mondlicht blinzeln und erhob sich. Sie öffnete den Mund zu einem Schrei, aber die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Karan half ihr hoch und stellte sich schützend vor sie. Das war natürlich eine lächerliche Geste, schließlich war sie die Kämpferin und nicht er. Doch sie schien zu verängstigt, um kämpfen zu können.

Eine Gestalt erhob sich langsam am oberen Rand des Amphietheaters und hob sich als dunkler Schatten gegen den über großen Vollmond ab. Es schien, als würden die Raben sich auf ihn konzentrieren. Hastig lief die Gestalt die Stufen zur Bühne herunter, trat in den Lichtkegel einer Laterne. Karan erkannte, dass es sich um einen Mann handelte. Ein Fremder, den er noch nie zuvor gesehen hatte. Eine schlimme Vorahnung zog Karan schmerzhaft den Magen zusammen. Der Fremde taumelte. Er fing sich wieder. Mit rudernden Armen wehrte er die Raben ab. Lief weiter.

Leute schrien auf, als die Raben zwischen ihnen niedergingen. Das Schreien verstärkte sich, als die Raben mit ihren Schnäbel um sich schlugen. Die Besucher stoben aus einander, wollten weg von den gefährlichen Vögeln. Ein Kater versuchte seine Katze zu beschützen und hieb mit ausgefahrenen Krallen nach den schwarzen Vögeln. Er stolperte, weil ein Mann vor seine Pfoten fiel, und hatte Mühe, seine Krallen einzuziehen, bevor er einen Elfen damit erdolcht hätte.

Durch diesen Vorfall abgelenkt hatte Karan den Fremden aus den Augen verloren. Suchend sah er sich um und entdeckte den Mann in dem Chaos aus flüchtenden Menschen, Elfen und Katzen. Der Mann stolperte auf die Bühne und sagte nur ein Wort: „Krieg!“